



Wien

D

3608

E-f. 554

Verzeichnis  
Bibliographischer

Sammlungen

Die Magasin

179

Unterhaltung und Belustigung

des Herrn von ...

179

Verzeichnis

der ...





Allgemeine  
Lesebibliothek  
für  
Lektürfreunde aller Stände.

---

Ein Magazin  
zur  
Unterhaltung und Belehrung  
herausgegeben  
von  
einer kleinen gelehrten Gesellschaft.  
Erstes Bändchen.

---



---

Frankfurth am Mayn,  
bei J. G. Pech,

---

1791.  
c

Verzeichnis  
der

Verfälschungen aller Bücher

in

der

Landesbibliothek und

Landesarchiv

von

einer kleinen Anzahl von

Gelehrten



Verzeichnis der

1771

240, 477

---

## Vor Erinnerung.

Hier wäre also das erste Heft der durch ein besonderes Abonnement von uns angezeigten Bibliothek für Leser aus allen Ständen. Mit dem Wunsch, daß unsere Kritiker den uns vorgezeichneten Plan in diesem ersten Heft zum theil möchten befolgt finden, verbinde ich die Bitte, über das Ganze nicht eher entscheidend zu urtheilen, bis wenigstens ein Band erschienen ist, der aus vier Heften bestehen und ein Register enthalten wird. Ich wiederhole es hier, daß wir auf Leser aus allen Klassen Rücksicht nehmen und mehr noch auf Unterhaltung, als wissenschaftliche Belehrung unser Augenmerk richten. Aufsätze für den eigentlichen Literator werden daher sparsam eingekauft und nur dann als planmäßig angesehen, wenn sie auch für das übrige Publikum Interesse zu haben scheinen.

Menschenkunde, Philosophie des Lebens, wichtige zum Nachdenken leitende und allgemein nützliche Entdeckungen sind Hauptgegenstände dieses beginnenden Werkes, welches, wie wir hoffen, schon aus

diesem ersten Hefte hervorleuchten, und in der Folge noch evidenter werden wird. Auch für das schöne Geschlecht wird daher gesorgt und deswegen manche Erzählung, mancher Dialog u. s. w. darin zu finden seyn, der hauptsächlich aus diesem Gesichtspunkt betrachtet werden muß.

Einen hier eingerückten Aufsatz wünscht ich gerne wieder herausnehmen zu können und zwar aus der Ursache, weil er, wie ich zu spät erfahren habe, in dem neuen deutschen Zuschauer abgedruckt wird, wohin ich ihn schon, ehe mir noch ein Gedanke auf dieses Journal gekommen war, abgeschickt hatte. Man meldete mir damals, er werde nicht in diese Zeitschrift aufgenommen werden, und nun geschieht es, wie ich höre, doch. Es ist die Rosenkranzpredigt. Ich hoffe übrigens dadurch entschuldigt zu seyn, daß die Sache von keinem Belang ist.

St. den 5ten April, 1791.

Der Redakteur.

## Der Nasenflüßer.

Eine Erzählung nach Marmontel. \*)

Die Reihe zu erzählen kam in der muntern Winterabend-Gesellschaft an den braven Baron von Driffac. Er begann:

Um, wir leben eben nicht mehr in den biedern Ritterzeiten, in welcher ein ehrenvoller Edelmann so leicht ein kleines Abenteuerchen mit Riesen, Zauberern und Prinzessinnen haben und erzählen konnte. Unsre Lebensweise ist izt so alltäglich, und unsre Zeiten sind so leer an wunderbaren Begebenheiten, daß es Einem wahrhaftig schwer wird, eine hübsch abentheuerliche, unterhaltende Geschichte aufzufinden und aufzutischen. — Damit, meine Herren und Damen, wollte ich Ihnen nur sagen, daß ich Ihnen gar nichts Sonderbares aus meiner Lebensgeschichte zu erzählen weiß. Ich sinne hin, und sinne her, und in meinem ganzen

\*) La Veillée, huitieme histoire. Esprit des Journaux. 1790. T. IX. p. 215.  
stes Bändchen. A

Gedächtnißvorrathe finde ich weiter nichts Merkwürdiges, als die Erinnerung an den schönsten Tag meines Lebens — es war der Tag, an welchem ich in dem Bildersaale der Künstler = Akademie mit einem Nasenstüber beschenkt wurde.

— Mit einem Nasenstüber? Rief Mamsell Zulchen, ganz erfreut.

Mit einem guten, derben Nasenstüber, Mamsellchen, auf diese meine eigene Nase! Doch ich erzähle. Die Sache ist diese:

In meinem zwanzigsten Jahre kam ich nach Paris, ausgerüstet mit einer mächtig grossen Portion Hoffnung, und einer . . . winzig kleinen Börse. Dabei hatte ich auch den Verspruch einer Lieutenantsstelle, und auf diesen Verspruch baute ich herrliche Luftschlösser. Es war Krieg; aber es gab der jungen Leute so viele, denen nach dem Tode fürs Vaterland lüftete, und der Empfehlungen, so mächtige für Andere, und der offenen Stellen so wenige, und . . . ich mußte eben gedultig zuwarten. Daß aber meine winzig kleine Börse dabei nicht grösser wurde, das werden sie wohl sich vorstellen; doch wußte ich zu sparen. Ich schränkte mich ein; ich mied alle geldfressende Belustigungen, und füllte meine müßige Stunden mit der Malerei aus, die ich sehr liebte. Ich besuchte Bildersäle und Künstler; dies kostete mich alles nichts. Im

— — — — —

3

Gegentheil, es nützte mir. Ich machte Bekanntschaft mit Malern, besonders mit dem berühmten Karl Vanloo. O dieser Mann! Ein so vortreflicher Künstler mit einem so vortreflichen Herzen! Er war ganz reine, unverdorbene Natur! Er bemerkte mich, meine Liebhaberei gefiel ihm, wir wurden Freunde, er vergönnte mir den Zutritt in sein Haus, und dies Haus wurde für mich die Quelle des reinsten Vergnügens. Eine ganz allerliebste Familie traf ich da, ein liebes, gutes Weib, eine Tochter, schön wie die aufblühende Rose, und alle so glücklich; so zufrieden unter sich!

Da gibt es ein Liebeshistörchen! flüsterte Einer der Gesellschaft.

Nichts weniger! Die holde reizende Karoline — Vanloos Meisterstück — war für mich nur ein Gegenstand der Bewunderung. Ihr Herzchen war verschenkt, ihre Hand war versagt, und.... nun, sagen Sie, was hätte ich da mit der Liebe thun sollen? — Hm, an so was dachte ich nicht, denn wo blieb die Hoffnung? Und ohne Hoffnung würde ich doch nicht haben lieben sollen? Und dann.... ich hatte ja auch meine Lieutnantsstelle im Kopfe. Diese kam izt heran, und ich reiste zur Armee.

„Lieber junger Mann — sprach Vanloo beim Abschiede zu mir — ich schätze, ich liebe

Sie. Ich will für Sie thun, was ich vermag. Sie gehen in's Feld, den Kugeln und Hieben entgegen. Sie können verwundet werden; Sie können in Lebensgefahr kommen. Der Staatschirurgus *Vagieux*, der geschickteste Wundarzt unter der Armee, ist mein vertrauter Freund. Hier haben Sie ein Empfehlungsschreiben an ihn. »

Nun, Sie denken wohl, daß ich es mit Dank und Freude annahm. Im Felde ist so was sein Geld werth. Ich reiste damit ab, und überlieferte es. Das bekam mir nicht übel. Acht Tage war ich bei der Armee; eine mörderische Schlacht wurde geschlagen; ich bekam eine Kugel in den Schenkel, und eine andere in den rechten Arm. Das war genug für das erste Probchen. Die Wunde am Schenkel war nichts bedeutend; desto mehr die Armwunde; ich war in Gefahr den Arm zu verlieren, der den Degen führte; da war geschickte Hülfe nöthig. *Vagieux* war bei der Hand; ihm hatte sein Freund befohlen, in ernsthaften Vorfällen mich nicht aus den Augen zu verlieren. Er that es. Er besichtigte meine Wunde; die vermaledeite Kugel stak fest. Doch was ich litt, und was *Vagieux* that, das gehört weiter nicht hieher. Genug er heilte meinen Arm so meisterhaft, daß er noch immer dem Staate und meinen Freunden zu Diensten stehen kann.

Es ward dann wieder Friede, und ich durfte zu meiner lieben Künstlers Familie, zu meinem Netter Banlo o zurückkehren. O ich verlebte seltsame Tage in dem Schooße dieser Edeln. Ich nahm Theil an ihrer häuslichen Glückseligkeit, ich . . . .

Doch meinen Nasenstüber nicht zu vergessen!

Es war dies Jahr die reichste Gemälde = Ausstellung. Banlo o zeichnete sich durch seine Meisterwerke vor allen aus; aber er ward auch am tiefsten gekränkt. Es giebt, das wissen Sie ja, Kothseelen, die alles Verdienst beneiden, alles befleksen wollen. Solch' ein Insekt war der Haudegen N u d r i c o u r. Ein Kerl, der alles beschnüffelte, der auf den Kaffeehäusern der großmächtigste und in den Schauspielhäusern der intrigante Feind jedes Genies war. Dieser zog nun immer mit dem Ferngläschen in dem Bildersaale umher, und bekrittelte alles, trotz gewissen Rezensenten, die so wie dieser hier — so habe ich mir's sagen lassen — sein Alles tadeln, was Andre loben, und loben was Andre tadeln. Er schikanirte den guten Banlo o abscheulich, und dieser besaß die Schwachheit manches grossen Mannes, er war für jeden Tadel empfindlich. Er wußte aber wohl, warum unser Bramarbas über ihn so boshast seine Galle ausschüttete. N u d r i c o u r hatte vormals Banlo o's Meisterwerke eben so unsinnig gelobt, als er sie izt un-

vernünftig tadelte; er hatte sich bei dem guten Manne eingeschmeichelt; er äugelte nach der schönen *Karoline*, und steckte ihr einst ein Liebesbriefchen zu, welches das unschuldige Mädchen den Aeltern brachte, und sie fragte, was dieser Herr damit wolle? — Verführen wollte er sie, und deswegen fand *Banlo* es für gut, dem Dilettanten sein Haus zu verbieten. Dies vergaß er dem Künstler nicht. Er rächte sich durch böshaften Tadel; denn dieser, wußte er, kränkte den guten, schwachen *Banlo* am empfindlichsten. Kaum vermochte ich es, auch nur ein wenig ihn darüber zu beruhigen.

Bald nachher kam ich einst Morgens zu ihm. Himmel, da sah' ich das schönste Gemälde, das er im Saale aufgestellt hatte, in Stücke zerrissen, und Tochter und Gattin standen davor und weinten.

Dieser Anblick setzte mich in Erstaunen. Zornig fragte ich: Wer hat dies Meisterstück zerrissen?

„Mein Mann!“, antwortete Madame *Banlo*.

So ist er denn ein Narr geworden?

„Ach, der Schmerz macht ihn dazu! Er hat's auch Ursache. Dies unglückliche Gemälde wird unsern besten ältesten Freund uns rauben! Sie kennen ihn ja, den Herrn *Pacome*, ein Mann von

so Jahren, Vater einer Familie — dieser wurde gestern auf einem Kaffeehause schröcklich beschimpft. Da war ein gewisser Rudricour, der lästerte über die schöne Gemälde, und Pacome antwortete ihm. Dann fieng jener an, über meinen Mann zu schimpfen, und Pacome ward dadurch so entrüstet, daß er ihn einen Verläumder schalt. Rudricour wollte dem ehrlichen Pacome eine Maulschelle geben; dieser wich aus, er war unbewaffnet; aber er will diesen Schimpf nicht tragen, er will ihn mit Blut abwaschen, oder sterben. Ach, sein Weib, seine Kinder vermögen nichts mehr über ihn; sein Sohn will mit ihm sterben, und auch mein Mann.... o Gott! er ist gerade izt beschäftigt, seine Pistolen zu laden; er will sich und seinen Freund rächen!,,

Tief drang diese traurige Erzählung in mein Herz, und das Bild des edeln Bagieur stand vor mir, der meinen Arm rettete.

Ich nöthigte meinen lieben Banloo mir die Thüre seines Kabinetts zu öffnen. Er lud seine Pistolen. Ich machte ihm Vorstellungen. Vergebens. Sit gieng Rudricour vorbei auf den Saal, triumphirend trug er seinen Hohlshädel zur Schau; man hätte denken sollen, er trete über das zu Boden geworfene Verdienst hin. Banloo sah

ihn. „Im Herausgehen aus dem Saale erwart' ich ihn. Sie sind mein Zeuge.“ So sprach er und seine funkelnde Augen rollten schreckliche Rache.

Ich hatte so wenig Vertrauen in Banlo's Pistolen als in Pacome's Degen. Aber, was war da zu thun? Wer will den Mann halten, in dessen Adern Zorn und Wuth kocht? Ich mußte ihn gehen lassen. Wir traten hinaus. Welch' eine Szene! Lauthculend warf sich ihm seine Gattinn um den Hals, schluchzend umfaßte die lebenswürdige Karoline seine Füße und nezte sie mit Thränen. Er riß sich los aus ihren Armen. Die Mutter fällt ohnmächtig auf die Erde hin. Die Tochter erblickt die Pistolen, will sie weggreiffen — „Halt, schreit der Vater, sie sind geladen, ein einziger Deuk und du mordest mich!“ — Sinnlos sank Karoline hin!

„Nun, sagt' ich, Freund! Was wollen Sie machen? Wollen Sie den elenden Kerl öffentlich herausfordern, und Verm erregen? Dann denkt man, Sie hätten es darauf angelegt, damit man Sie von einander bringe? Lassen Sie mich machen. Ich will Ihnen den Bramarbas liefern. Wann Sie mich mit ihm gehen sehen, so kommen Sie nach!“

Er war es zufrieden, und ich gieng in den Saal. Ich erblickte bald meinen Mann; er stand mit dem Ferngläschen da und lästerte die herrlich-

sten Meisterwerke, zum größten Vergerniß dreier junger Künstler, die sich da befanden. Ich drängte mich zu ihm hin, und parodirte ihn. — Denken Sie sich nun, meine Herren und Damen, eine Reihe herrlicher Gemälde zu folgendem Gespräche:

Er. Sudelmalerei!

Ich. Göttlich schönes Kolorit! welche Farbenmischung!

Er. (besah mich von oben herab) Alles erzünstelt! Erzwungen!

Ich. Schönste Nachahmung der Natur!

Er. Schülerarbeit!

Ich. Meisterstück!

Er. Schwach, ohne Ausdruck!

Ich. Stark, wie ein Raphael! Voll Ausdruck wie ein Korregio!

Er. Ha, da fehlt Van Loos Sudelci! Er that wohl daran, daß er das Geschmier wegthat!

Ich. Gewiß, damit es nicht mehr von Krittlern begast wird!

Er. (drehte sich herum. Meine Antworten hatten ihm Aerger eingejagt.) Verdammt, wenn man mit Narren zusammenkömmt!

Ich. Den Henker! Daß man überall auf Esel treffen muß!

Nun war seine Gedult zu Ende. Vermuthlich hielt er mich für einen Schüler. Genug er

beschenkte mich mit einem wohl applizirten Nasen-  
stüber. Mit einer Kaltblütigkeit, welche die um-  
stehenden Maler anstaunten, setzte ich meinen Hut  
auf, und fragte den Bramarbas: „Sehen Sie  
diese Kokarde?“

Er. Ja, die seh' ich!

Ich. Und nun?

Er. (äffend) Und nun?

„Meine Herren, sprach ich zu den jungen  
Künstlern, wollen Sie nicht ein wenig mit mir  
spazieren gehen? Ich besuche gewöhnlich Vormit-  
tags die elysäischen Felder \*), das bringt Appetit  
zum Mittagessen!“

Er. Ich spaziere dort auch bisweilen herum.  
Die Bewegung bekommt mir wohl.

Nun gieng ich mit meinen jungen Künstlern  
fort. Zorn funkelte in ihren Augen. Vanloo  
wartete meiner. „Nun, unser Mann?“ — „Er  
kömmt, folgen Sie mir nach, in den elysäischen  
Feldern treffen wir uns!“ — Wir giengen.  
Vanloo erzählte den jungen Leuten Pa come's  
Beschimpfung; von meiner Begebenheit wußte  
er nichts, und meine Begleiter hatten mir Ver-  
schwiegenheit angelobt.

\*) Ein Pariser Spaziergang.

Rudricour ließ uns nicht lange warten; er kam von einer andern Seite her; die beiden Pacome folgten ihm mit den Degen an der Seite nach. Die lieben Leuten wollten ihr Probstückchen machen. Ha, ha! — Banloo ärgerte sich darüber. „Schaffen Sie mir die Leute vom Halse; sie gehen ihrem Tode entgegen!“ Sprach er.

Wir kamen zusammen, und ich erklärte, daß die Reihe zuerst an mir wäre, da ich so gut wie sie beschimpft sei. Banloo wollte es nicht zugeben; er verstand mich nicht; er glaubte, ich wollte seine Stelle vertreten, und verbat sich's mit aller Entschlossenheit, selbst Rache zu nehmen.

Ich. Gut, Sie mögen nachher ihre Beschimpfung rächen; aber die meinige?

Er. Die Ihrige?

Ich. Nun ja, meinen Nasenstüber meine ich! Haben etwa Sie ihn weggekriegt, daß Sie da für Genugthuung verlangen?

Er wußte nicht, was ich damit wollte, ich mußte mich näher erklären. Er schien an der Wahrheit meiner Aussage zu zweifeln, aber ich hatte Zeugen, die sie bekräftigten.

„Sie sehen, sagte ich, daß ich mich nicht für Sie, sondern für mich schlage, und daß es billig ist,

daß ich diesen Herrn hier empfangen, da ich ihn hieher gebeten habe. Ich werde meine Sache kurz machen; Sie sollen ihn bald todt oder lebendig in Händen haben.“

Rudricour ward ungedultig. Ich entschuldigte mich. „Verzeihen Sie, redete ich ihn an, daß ich Sie einige Minuten aufhielt; diese Herren wollten mir den Vorrang streitig machen. Jetzt ist diese Sache berichtet, und ich bin ganz zu ihren Diensten.“

„Hm — antwortete er, mit einem höhni- schen Lächeln — ich sehe wohl, ich kriege da was zu thun. Nu, wir wollen zuerst Ihr Anliegen ins Reine bringen!“

Er zog somit seinen mächtig langen Hieber, und ich entblößte auch mein kurzes, noch nie mit Blute besudeltes Degelchen. Ich schlug mich zum erstenmale. Wir begannen den Kampf. Erst spielte er nur, plötzlich aber that er einen Stoß, der mich ganz durchbohren sollte, aber sein Degen glitschte an meiner Klinge ab, und in dem heftigen Ausfall lief er gerade mit seinem rechten Auge in meine Degenspitze. Der Schmerz bleichte sein Gesicht, der Hieber entfiel ihm, und er sank entkräftet an einen Baum hin.

Meine Freunde glaubten, er sterbe, und wollten ihm beispringen. Aber ich hielt sie zurück. Ich versicherte sie, daß er noch ganz bei Leben sei, und nur Eines seiner bösen Augen verloren habe. Ich muß noch ein paar Worte mit ihm sprechen, ich setzte hinzu, hob seinen Degen auf und gieng zu ihm.

„Sie werden genug haben für diesmal — sprach ich — und ich bin auch befriedigt; aber hier ist ein ehrlicher Mann, den Sie schändlich, niederträchtiger Weise beleidigt haben; diesen müssen Sie hübsch um Verzeihung bitten, und Ihren Degen zu seinen Füßen niederlegen!“

Er sprühte Wuth und Rache aus dem übergebliebenen Auge. „Ich thu' es nicht, schrie er wild, ich bin wehrlos, Sie können mich umbringen!“

„Nicht umbringen, nein, mein Herr, das werde ich nicht thun; aber wenn Sie dem braven Manne diese leichte, diese schuldige Genugthuung für die schrecklichste Beleidigung verweigern; dann steche ich Ihnen auch das andere Auge noch aus, und führe Sie in's Blindenhospital!“

Er gab nach; er legte seinen Degen zu Paule's Füßen nieder, und dieser Anblick rührte alle. Nur die drei jungen Künstler waren boshaft

genug, sich der tadelnden Blicke, des Ferngläs-  
chens und der Lästerungen des Einäugigen zu er-  
innern.

„Er ist an de m Gliede gestraft worden, mit  
welchem er sündigte. Er wird nun nicht mehr  
Kunstwerke bekritteln!“ Sagte Einer derselben.

Ich aber erklärte ihnen, daß ich eben diesen  
Arm, mit welchem ich Ba n l o o's Ehre vertheidigte,  
auch i h m zu danken hätte!

Nun zogen wir wieder unsre Strasse; aber es  
kam Wache herbei, die mich gefangen nahm. Man  
hatte den Zweikampf gesehen und gemeldet. Ich  
wurde in's Gefängniß geführt; die jungen Künstler  
erboten sich für mich zu zeugen, und meine Freun-  
de wollten mich begleiten; aber ich bat sie zum  
Troste ihrer Familien nach Hause zu eilen.

Wie zufrieden, wie glücklich war ich in mei-  
nem Gefängnisse! Mein Herz hüpfte vor Freude,  
ich hatte zwoen Familien ihre Väter wieder gege-  
ben; ich hatte die Ehre meiner Freunde gerächt:  
ich hatte mich des drückendsten Gewichts schuldiger  
Dankbarkeit entledigt! Seliger Gedanke! Glückli-  
cher Nasenstüber!

Das Entzücken der beiden Familien wage ich  
nicht zu schildern. Sie besuchten mich in meinem

Gefängnisse. Welch' eine Scene! Die holde, die schöne *Karoline* umarmte mich, ihre Freudenthränen netzten meine Wangen, sie bedeckte meine Hände mit Küssen; und die Mutter, ach die gute Mutter, wie sie da stand und keinen Ausdruck für ihre Empfindungen finden konnte! Und ihre Freundin, die liebe Gattinn des wackern *Pacomé*, und seine Kinder! Wo nähme ich Farben her, diese Gruppe zu malen? O das vermag kein Pinsel auszudrücken, das kann keine Zunge aussprechen! Ich erlag unter der Last der Dankfagungen Aller. Das finstere Gefängniß, der schwarze Aufenthalt des Verbrechens hatte sich in einen Himmel voll Engel umgewandelt. Ich schwamm in Wonne. — Glückseliger Nasenstüber!

*Banlo* machte mir zärtliche Vorwürfe, daß ich um seinetwillen mir diese Verdrüßlichkeiten zuzog. Er war überzeugt, daß ich diesen Streit gesucht hatte. Aber ich erklärte ihm, daß ich bloß durch Behauptung der Wahrheit, die ich Jedem schuldig war, mir diesen lieben Nasenstüber erwarb.

Ich wurde verhört. Alle Zeugen sprachen für mich. Die Richter sahen ein, daß ich mit Recht einen unverschämten Keel gezüchtigt hatte. *Banlo* setzte alle seine Gönner für mich in Bewegung, und bald ward ich losgesprochen.

---

Ich ward frei, und der Marschall von R\*\* dem meine Geschichte zu Ohren kam, ließ mich zu sich kommen, und ich mußte ihm das ganze Abenteuer erzählen.

„Sie sind ein brauer Mann, ein wahrer, ächter Freund — sprach dieser ehrwürdige Greis zu mir — ich werde Ihrer gedenken.“ —

Er hielt Wort; ich wurde befördert, und . . . hatte ich nun nicht mein Glück diesem Nasenstüber zu danken. Schätzbarer war mir aber als Alles die Freundschaft, welche mir die beiden, edeln Künstlerfamilien schenkten, ein Glück, dessen Besitz mich noch immer beseligt. Und nun, was sagen Sie zu meinem Nasenstüber? —

E.

---

---

## Beobachtungen

aus der

Menschenkunde.

---

Leute von einem zu lebhaften Temperamente stoßen im gesellschaftlichen Leben sehr oft an, und sind daher meistens einer unrichtigen Beurtheilung ausgesetzt. Freilich sind Ubereilung, Unbesonnenheit, Indelicatesse, Derbheit und Windbeutelei sehr oft die Gefährten einer zu grossen Lebhaftigkeit, die an sich kein Fehler, sondern in den meisten Fällen die Grundlage mancher Anlagen ist. Wenn man solche Personen nicht von mehreren Seiten ihres Charakters kennt; so muß freilich ihr Betragen sehr oft auffallend und beleidigend scheinen. Ihre Lebhaftigkeit wird in diesem Augenblicke ihre Zunge zur übeln Nachrede, zur Herabwürdigung fremder Verdienste und zur Tadelsucht schärfen und im folgenden ihre Wacken mit dem Trompetenton der Lobeserhebungen anschwellen, je nachdem ihre Laune oder ihr Interesse sie stimmt. Dies liegt meistens mehr in der reizbaren Empfindlichkeit solcher Personen, als im Mangel an Verstand oder gutem Herzen. Der Kenner des menschlichen Herzens wird solche Personen mit aller Nachsicht beurtheilt.  
tes Bändchen.

B

theilen und behandeln, wosfern sie nur in den Grenzen des Wohlstandes und der Sittlichkeit bleiben, welche sie jedoch sehr leicht überspringen. Allein diese Rücksicht verdienen diejenige wohl nicht, welche planmäßige Etourderien, Unverschämtheiten und Verletzung der Regeln der Sittlichkeit durch ihre zu grosse Lebhaftigkeit rechtfertigen wollen. Andre minder volatile Leute haben gar keine Pflicht auf sich die Ausschweifungen solcher Braustöpfe geduldig zu ertragen und können vielmehr mit Recht von ihnen fordern ihren Lustgeist auch in diejenige Schranken einzuzwingen, welche eine vernünftige Convention allen Gliedern einer gebildeten Gesellschaft vorgeschrieben hat.

Glückseligkeit ist der hohe, erhabene Zweck unsers Daseyns in diesem Erdeleben, Vervollkommnung unsrer sittlichen und körperlichen Kräfte ist das Mittel dazu. Wer bei der Einrichtung aller seiner Handlungen immer dieses erhabene Ziel im Auge behält, wird sich selbst eine dauerhafte Zufriedenheit gründen. Allein wenn wir auch den mühsamen Pfad zur Vollkommenheit mit noch so vielem Muthe wachen und die Früchte unsrer Mühe mit freudigem Entzücken genießen; so wird uns jedoch sehr oft ein kalter Schauer durchdringen, wenn

wir bisweilen stille stehen, auf den durchlaufenen Pfad zurücke sehen und soweit wir ihn überschauen können den übrigen Rest desselben und unsre Kräfte und unsern Muth abmessen. Wenn wir uns nicht selbst aufs gefährlichste täuschen und uns manchmal prüfen wollen, wie viel wir für unsre allgemeine Menschenbestimmung und für unsern besondern Lebensberuf gethan haben; so werden wir jedesmal grosse Versäumnisse und Lücken finden, wenn es uns je ein wahrer Ernst ist vollkommner zu werden. Neben den Höllenquaalen der Reue kenn' ich keinen fressendern, Seelendurchschneidendern Schmerz als eine solche Entdeckung ist, der um so tiefer nagt, je weniger das Versäumte wieder nachgeholt, und je schwerer die Lücken ausgefüllt werden können. Wir machen diese Entdeckung weit häufiger in dem Fortgange unsrer Geisteskräfte und in der Erwerbung der zu unserm Lebensberufe erforderlichen Kenntnissen, als in dem Wachsthum unsrer Moralität. Bei dieser ist es leichter sich selbst zu täuschen und der Sinnentumult läßt uns weniger zu solchen stillen Prüfungen kommen, und wenn wir uns darinn mit Andern vergleichen, so sind wir fast immer geneigt, den Pharisäer im Evangelio nachzuahmen, der sich mit dem büssenden Zöllner verglich. Allein das Gefühl unsrer Unwissenheit, die Ueberlegenheit Andern von gleichen Geisteskräften

und in gleicher Lage und die Unzulänglichkeit unsrer Kenntnisse wird doch in den meisten Fällen die dreisesten Annassungen der Eigenliebe, wenigstens auf einige Augenblicke, überschreien. Wenn wir bei solchen Gefühlen enthaft stehen bleiben, und kein Ringen, kein Streben nach Vollkommenheit scheuen; so werden sie Anfangs unsern Muth tief niederschlagen, bald aber neuen Muth einsößen, die entdeckten Lücken nach Möglichkeit auszufüllen, und mit strengerer Aufmerksamkeit auf uns selbst alle unsere Kräfte zu sammeln, um alles zu leisten, was das zärtlichste Gewissen nach dem Maasse dieser Kräfte und nach unserer Lage in der Gesellschaft des Lebens von uns fordern kann.

Es ist eine Eigenschaft des Biedermannes gegebene Versprechen strenge zu halten, selbst in Kleinigkeiten. Die Seltenheit dieser schönen Tugend entsteht aus Wankelmuth, aus Uibereilung und Trägheit. Die immer geschäftigen Dienstfertigen verfallen am häufigsten in diesen Fehler. Aus einer gutherzigen Schwachheit glauben sie ihren Freunden und Bekannten die Leistung jedes kleinen, unbedeutenden Diensts, der in ihrer Gewalt steht, versprechen zu müssen. Allein sie vergessen entweder ihr Versprechen einige Augenblicke nachher gleich wieder, oder sind zu träge die Mühe auf sich zu

nehmen, welche ihnen die Erfüllung kosten würde. Um weniger in diesen Fehler zu fallen, muß man minder rasch im Versprechen seyn, und um ein mit Überlegung gegebenes Wort desto leichter halten zu lernen, muß man sich mit Anstrengung in dieser Tugend üben. Die Fertigkeit in der Ausübung aller einzelner Tugenden wird nur stufenweise erworben. Es wird uns minder schwer werden ein Versprechen zu halten bei dessen Nichthaltung unsre Ehre und überhaupt unser eigener Vortheil leiden würde. Allein es gehört eine anhaltende Übung, eine harte Strenge gegen sich selbst, ein erhöhtes sittliches Gefühl dazu, sein Wort, das man wegen minderwichtigen Leistungen gab, und dessen Nichthaltung vielleicht unbemerkt und ungerügt bleiben würde, nur darum gewissenhaft zu halten, um sich selbst das stille Zeugnis geben zu können, daß man consequent gehandelt und auch von dieser Seite selbst in Kleinigkeiten etwas zu der seligen Harmonie zwischen Vernunft und Wille beigetragen hat. Meistens kommt auch der äußerliche Vortheil hinzu, daß andre ein desto größeres Zutrauen in uns setzen und desto eher aufgefördert werden eben so gegen uns zu handeln.

Wenn wir den Triebfedern unsrer guten und bösen Handlungen nachspühren, so stoßen wir auf

keine so oft, als auf Eitelkeit und Vorzugsfucht. Sie ist zwar nur eine besondre Richtung der Selbstliebe, als des Grundtriebes unsers Willens, sie ist aber eine Bastardschwester jener bessern Richtung, der Ehrliche, und eine leibliche Schwester des Hochmuths. Sie unterscheidet sich von der Ehrliche nur durch ihre Richtung auf Gegenstände, die Ehrliche sucht ihre Befriedigung in hohen, edeln, glänzenden Dingen. Sie scheut keine Mühen, keine Gefahren. Die Eitelkeit hingegen bleibt an Spielwerken, an einem Nichts hängen. Beide aber äussern sich in dem Bestreben Andern eine vortheilhafte Meinung von unserm Verstande und Herzen heizubringen. Der Hochmuth hingegen bringt uns selbst eine hohe Meinung von unserm vielgeliebten Ich bei. Wenn uns übrigens die Eitelkeit, wenn sie zu sehr ins Kleinliche, Nachlässende und Gezirte fällt, zu Thoren macht, uns dem Spott kluger Leute aussetzt und den Fortgang unsrer Vollkommenheiten einschränkt; so kann man doch nicht läugnen, daß sie in einzelnen Fällen eine günstige Wendung nimmt, wodurch sie zur Mutter mancher kleinen, schönen Lebenstugenden und Fertigkeiten wird. A — ist eitel in Kleidern, er hat sich dadurch aber an Reinlichkeit und gute Wahl gewöhnt. B — will soviel möglich allen Leuten, mit welchen er näher umgeht, eine günstige Meinung von

seinem Herzen beibringen, eben dadurch wurde er  
 sanft, gefällig, dienstfertig, sorgfältig für seinen Ruf,  
 geschmeidig, und gewandt in Manieren. E —  
 ist eine gute Klavierspielerin, sie gefiel manchen, sie  
 wollte vielen gefallen und in kurzer Zeit wurde  
 sie Meisterin. D — führt gerne das Wort in  
 Gesellschaft. Bei seinem ersten Debüt wollte es  
 nicht recht fort. Er hatte Mutterwitz genug, der  
 aber nicht geläutert war. Er sprach mit Lebhaftig-  
 keit, aber ohne Ordnung und Deutlichkeit. Oft  
 fehlte ihm die Fertigkeit des Ausdrucks, oft ließ  
 man ihn merken, daß seine Provinzialsprache fei-  
 nere Ohren beleidige. Nun ist D — ein feiner,  
 witziger Gesellschafter, man hört ihm mit Ver-  
 gnügen zu, die Ordnung und Zierlichkeit seines  
 Vortrags ist anziehend und man vergißt sehr gern,  
 daß er immer das Wort führen will. E — hatte  
 einen starken Hang zu gefallen, allein die Natur  
 hatte sie bloß erträglich gebildet. Sie bemühte sich  
 ihren Verstand, Witz und Geschmal zu bilden und  
 entzieht nun sehr oft einer schimmernden Schön-  
 heit, die leer am Geiste ist, den Tribut der Achtung  
 und Aufmerksamkeit. F — war von einer sehr mür-  
 rischen und zänkischen Laune. Ihre Bekannten  
 mieden sie, und ungeachtet ihrer Reize zog sich je-  
 der Anbeter schleunig zurück, sobald er diese Laune  
 fühlen mußte. Das gute Mädchen wurde dadurch

auf sich selbst aufmerksam gemacht, und nimmt nun durch ihre Gefälligkeit, Geschmeidigkeit und Heiterkeit eben so sehr ein, als sie zuvor durch ihr zänkisches Wesen und ihre mürrische Laune mißfiel. Man wird bei einer flüchtigen Beobachtung eine Menge solcher Erscheinungen unter seinen Bekannten und in vielen Fällen an sich selbst bemerken. Allein der unpartheiische Denker wird sehr oft erröthen, wenn er vorzüglich in dieser, so wie in den meisten Richtungen unsers Willens die traurige Entdeckung macht, daß nicht Liebe zur Tugend, noch Streben nach Vollkommenheiten, sondern meistens nur Selbstsucht die Triebfedern unsrer Handlungen ist. — Es ist übrigens von uns männlichen Anatomikern des menschlichen Herzens eine unbillige Partheilichkeit, wenn wir dem weiblichen Geschlechte den Fehler der Eitelkeit in einem weit höhern Maaße zuschreiben, als unserm Geschlechte. Wenn die Weiber sehr eitel sind, so sind sie es nicht als Weiber, sondern als Menschen, deren Willenskräfte den unsrigen gleich sind. Wir Männer sind nicht weniger eitel, nur in den Gegenständen, worauf sich die Eitelkeit beider Geschlechter richtet, ist meistens ein grosser Unterschied. Der Hauptgegenstand, worauf die Eitelkeit der Weiber Jagd macht, sind wir Männer selbst. Die Mittel wodurch sie diesen Zweck bei uns erreichen, sind ge-

wöhnlich sehr kleinlich, vorübergehend, und leicht zu erwerben. Puz und äußerliche, zufällige Vorzüge von Schönheit und Gewandtheit der Manieren, sind die leichte Münze, womit sie den Männern Gunst, Achtung und Liebe abkaufen. Wären unter den Männern weniger Gecken, so würden unter den Weibern weniger eitle Närrinnen seyn. Die Pretensionen und die Leistung stehen genau in einem wechselseitigen Verhältnisse.

Wie der glückliche Sieger nach der schweren, gefährlichen Schlacht in dem Gefühle des hohen Ruhms, den er sich erworben, ruhig und froh auf seinen Lorbeeren ausruht und die Schmerzen seiner Wunden vergift; so vergift der glückliche Sieger im schweren, fürchterlichen Kampfe zwischen Leidenschaft und Pflicht \*), wann nun der muthige Entschluß zur That geworden ist, die blutenden Wunden, die sein ringendes Herz erlitt, in dem stillen, seligen Bewußtseyn der Tugend ein schwe-

\*) Man kann über den Gang dieses Kampfes nichts schöneres und vollständigeres lesen, als die psychologische Entwicklung desselben, welche Herr Abel, der scharfsinnige Kenner des menschlichen Herzens und der edle, sanfte Menschenfreund in folgender Schrift gegeben hat: Erläuterungen wichtiger Gegenstände aus der philosophischen und christlichen Moral, besonders der Affectiv, durch Beobachtungen aus der Seelenlehre.

res Opfer dargebracht, und sich selbst zum Genuß der Glückseligkeit fähiger gemacht zu haben. Wer in diesem heißen Kampfe einigemal obgesiegt, und das erquickende Nachgefühl desselben empfunden hat, dem wird dieser Sieg auch immer minder schwer werden. \*) Zwar machen diese Siege den muthigen Kämpfer in den Jahrbüchern der Menschheit nicht unsterblich, keine Dichter besingen ihn, keine Tittel und Orden sind seine Belohnung, obgleich seine Siege schwerer sind, als die Siege so mancher vergötterter Bürgengel, die mehr ihrer Ruhmsucht und ihrem Starrsinn geföhnt, als für die Vertheidigung des Vaterlandes oder unbestreiteter Rechte gefochten haben. Allein diese sind bei all ihrem Ruhme doch oft elend, er aber, wenn keine äußerliche Vortheile, sondern nur allein Liebe zur Pflicht ihn zum Kampfe führten, genießt alles Glück das die Tugend ihren Treuen giebt. Der Bei-

\*) Wie wahr sagt der gute Rousseau bei einer Gelegenheit, wobei seine Seele zum erstenmale in diesem Kampfe siegte: L'un des avantages des bonnes actions est d'élever l'ame et de la disposer à en faire des meilleures, car telle est la foiblesse humaine, qu'on doit mettre au nombre des bonnes actions, l'abstinence du mal qu'on est tenté de commettre. Confessions Lib. 6.

fall seines Gewissens ist ihm wichtiger und daurender, als der äußerliche Ruhm, den so oft Volksliebe verschwendet und anzieht. Engel trocknen ihm unsichtbar den Kämpferschweiß vom Angesicht, und graben seinen Ruhm mit unauslöschlicher Schrift in Demanttafeln ein.

Unter den vielen Schattenbildern, nach welchen die menschliche Eitelkeit hascht, ist Celebrität eines der zweideutigsten, besonders die Celebrität der Dichter und Schriftsteller. Um sich diesen messingenen Nimbus um sein Haupt zu erringen braucht man meistens weniger ächtes Genie und ächte Gelehrsamkeit, als Dreistigkeit und Willigkeit dem Modegeschmack seiner Zeitgenossen zu fröhnen. Der Mann, der Werke schreibt, die der Unsterblichkeit trotzen, die aber nicht nach den strengen Regeln des Geschmacks geformt sind; oder der durch seine unterrichtende Schriften ein Wohlthäter der Menschheit ist, wird von dem größten Theil der Lesewelt oft kaum dem Namen nach gekannt, indessen ein fruchtbarer Märchenerzähler, ein rüstiger Romanenschreiber im Modeton oder ein Dichter, der die Sprache nothzüchtigt, die Regeln des Geschmacks mit Füßen tritt und seinen Galimatias vielleicht selbst nicht versteht, von vielen sonst klugen Leuten gelesen und gepriesen und von

dem ganzen Lesepöbel gekauft und verschlungen wird. Schriftsteller berechnen meistens den Grad ihrer Celebrität nach der Menge ihrer Käufer und nach der Zahl der Auslagen ihrer Schriften. Wenn Leute von Geschmak über sie lachen, sich über ihre Unterschämtheiten ärgern und sie bloß lesen, um sich durch ihre Schriften das Zwerchfell zu erschüttern, so halten sie es vor Tadelsucht oder Handwerksneid, und laben sich an dem Weisrauch, den ihnen ein an Geschmak und Sitten gleichzeitiges Zeitalter darbringt. Aber nur kurz ist ihre Glorie! Ein erfinderischer Mitbruder bringt einen neuen Zuschnitt zu Markt, ihre Bewunderer vom Reiz der Neuheit angezogen verlassen sie und ihre Werke versinken schnell im Strome der Zeit und ihr Name bleibt nur noch unsterblich, wie der Name eines Lohensteins, eines Hofmanns Waldau und einer Asiatischen Banise. Sehr oft entkräften sie ihr Pflergenie durch gehäuften Geburten noch vor der Zeit und bringen sich durch zu kripplhafte Kinder selbst um die erhabene Celebrität, die ihnen die Früchte ihrer ersten Autorkraft erworben hat. Indessen schwingt der Ruhm die hohe Temperamente und verkündet der Nachwelt die bessere Celebrität der ächten Genies und der ächten Weisen, wenn der Staub diese erleuchtende Käfer im Reiche der Autorinsekten, wie der Staub

ihrer Häſcher ſchon lange vom Sturm der Zeit  
verweht iſt.

Wer nicht ſchon durch eigenen Mangel oder  
gar durch Armuth an die Eindrücke gewöhnt iſt,  
welche die Szenen dieſes harten Looses auf ein  
fühlbares Herz machen, der wird davor beben und  
von Mitleiden durchdrungen werden. Allein er ver-  
gißt, daß Armuth nichts anders iſt, als Mangel an  
den unentbehrlichen Nothwendigkeiten des Lebens,  
und daß das Maas dieſer Nothwendigkeiten nach  
der Verſchiedenheit des Standes verſchieden iſt.  
Wir finden, daß mancher Bauer oder Tagelöhner,  
den wir als arm und dürftig bedauern, dennoch  
zufrieden lebt und nicht über Mangel an dem Noth-  
wendigen klagt, ſo lange er und die Seinigen das  
Brod ihrer Hände eſſen können. Wenn man die  
Härte der Armuth in allen ihren Schrecken ſehen  
will: ſo muß man ſie in den Paläſten der armen  
vornehmen Reichen aufſuchen. Dort erſt wird un-  
ſer Mitleiden ſtark erwachen und Schrecken unſre  
Glieder durchbeben. Dieß gilt von denjenigen ar-  
men Reichen nicht, die entweder ihr Gut in Schwel-  
gerei verpraßt haben, oder wenn ihnen das Schick-  
ſal bei einer hohen Geburt die Güter des Glücks  
verſagt hat, dennoch die Bedürfniſſe der Pracht  
und Uppigkeit nicht entbehren lernen wollen. Ich

rede nur von denjenigen armen Grossen, welche von ihrer Geburt an oder durch Unglücksfälle arm geworden sind, welche die Mittel nicht in Händen haben, wodurch sich Leute aus dem Mittelstande oft der Dürftigkeit wieder entreissen können, oder welchen die Ansprüche ihrer Geburt und der conventionelle Wohlstand nicht erlauben, durch anwendbare erlaubte Mittel sich vor dem Mangel zu schützen. Wie traurig ist ihr Bestreben soviel möglich den äusserlichen Glanz ihres Standes zu behaupten, wobei sie sich innerhalb ihrer vier Mauern die standesmäßige Befriedigung von Bedürfnissen versagen, die nicht minder dringend sind, wenn ihre eingeschränkte Befriedigung gleich nicht so sehr ins Auge fällt. So drängen sich manche Italianische Grossen mit ihrer Familie in die schlechtesten Zimmer ihrer Paläste zusammen, um mit den Prachtsälen prangen zu können, die mit den kostbaren Denkmalen des Alterthums und den prächtigsten Werken der Kunst angefüllt sind. — Welchen kränkenden Demüthigungen sind solche arme Grossen von ihren Domestiken oder von Handwerksteuten ausgesetzt, welche bei der ächten Ehrliebe, wie bei dem Bettelstolze, gleich einschneidend seyn müssen. Traurig ist es daß bei einer solchen Dürftigkeit die Kinder der Grossen gerade am meisten leiden, indem man gewöhnlich an ihrer wahren Bildung zuerst zu spä-

ren anfängt, und sich begnügt ihnen bloß das Flitterwerk der Erziehung der Grossen beizubringen.

Der Menschenfreund, der die ursprüngliche Würde und Gleichheit der Menschen lebhaft fühlt, kann es nicht ohne Kränkung und Beschämung ansehen, wenn er sich für ein elendes Geld von seinen Nebenmenschen niedrige Dienste leisten lassen muß. Die Einführung des Eigenthums, die Vereinigung in bürgerliche Gesellschaften und der Unterschied zwischen Armuth und Reichtum hatte die Aufhebung jener Gleichheit zur Folge. Macht, Reichtum und persönliche Verdienste geben einem Menschen einen gewissen Vorzug vor dem Andern, und führen Rang und Subordination ein. Der Menschenfreund sieht gar wohl ein, daß das Ganze ohne diese Einrichtungen nicht bestehen könnte, allein sein Herz blutet doch, wenn er einsieht, daß eben diese Einrichtungen durch die vielen Stufen ihrer Vereinigung den Menschen dahin gebracht haben, daß er viele seiner ursprünglichen Rechte, deren Einschränkung die Wohlfart des Staats nicht nothwendig verlangt, entweder gar nie kennen lernt oder ihnen entsagen muß um seine kleine Ruhe und sein karges Brod zu erhalten, daß diese Lage die Gefühle der Würde des Menschen ersticken muß, daß dadurch das Aufkommen seiner Moralität gehemmt

und der Schwung seines Geistes gelähmt wird. Er findet, daß den Menschen die verschiedenen Standplätze in der Gesellschaft, von welchen meistens ihre Werth, ihre Tugend und Glückseligkeit abhängt, nicht nach ihrem ursprünglichen persönlichen Werth und ihren Unfähigkeiten, sondern durch Geburt, Erziehung, Umstände, und wie die Zufälligkeiten alle heißen, welche große Geister hervorbringen oder ersticken, angewiesen sind. Er ist überzeugt, daß derjenige, der um einen armseligen Sold auf den Wink seiner Augen wartet, eben so gut, oft wohl noch mehr die Fähigkeit und das Recht gehabt hätte, denjenigen Platz auszufüllen, in dem er in der Gesellschaft steht, wenn er in eine gleiche Reihe von Umständen versetzt worden wäre.

Am lautesten empören sich diese Gefühle in der Seele des Menschenfreundes, wenn er ein Heer von Kriegeren sieht, die um einen armseligen Lohn, der kaum hinreichend ist, die dringendsten Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen, dem kargen Rest von Freiheit fast vollends entsagen, die Sache eines Herrn verfechten müssen, den sie nicht fragen dürfen, ob es auch eine gerechte Sache sei, die für ein Land Blut und Leben aufs Spiel setzen müssen, dessen Bürger sie nicht sind, dessen Sprache sie oft nicht verstehen, die sich von Vorgesetzten mißhandeln lassen müssen, die sehr oft die Auswürfe ihrer Familie

Familie sind, deren Ahnen ihnen den Sponton statt der Muskete verschafft haben und die wieder vor dem Blick eines andern Vorgesetzten beben müssen, die den Stand schänden, auf den sie stolz sind und trotzen, ohne seinen Werth eingesehen zu haben.

Was kann aber der Menschenfreund thun um sich selbst mit solchen Gefühlen auszusöhnen? Er sucht durch Sanftmuth, Freundlichkeit und Schonung das Schicksal dessen zu versüßen, der ihm dient, erleichtert ihm sein Schicksal soweit er für ein besseres Loos Empfänglichkeit und Verdienst hat, und erwirbt sich Muth, die Würde des Menschen mit Anstand und Achtung gegen diejenigen zu behaupten, denen er wieder dienen muß.

Es ist ein bekanntes Vorurtheil des grossen Haufens, daß auf einem durch Geiz oder Betrugereien zusammengerackten Vermögen kein Segen ruhen könne. In den meisten Fällen scheint auch der Erfolg diesem Vorurtheile zu entsprechen. Allein die Erfahrung lehrt, daß die Menschen mit einem Gute, das sie ohne Mühe erlangt haben, weit weniger haushalten, als mit einem Vermögen dessen Erwerbung ihnen viele Mühe und Fleiß kostete. Wenn die Erben oder Kinder eines Geizhalses oder Betrügers ihre Erbschaft sehr gerne verschwenden, und also nach jenem Vorurtheile kein Segen darauf

ites Bändchen. E

zu ruhen scheint; so liegt der Grund hievon nicht in dem Vermögen selbst, sondern in der Unflugheit der Besitzer desselben. Gewöhnlich vernachlässiget ein Geizhals die Erziehung seiner Kinder gänzlich, soweit sie einigen Aufwand erfordert. Er läßt sie an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens und des Standes Mangel leiden. Er benimmt ihnen alle Gelegenheit frühzeitig einen klugen Gebrauch des Geldes zu lernen. Sie gerathen auf heimliche Mittel ihre Bedürfnisse zu befriedigen, und verfallen dabei auf Ausschweifungen, wozu sie eine unvernünftige Einschränkung anreizt. Wenn endlich der langgesehnte Tod des silzigen Vaters erfolgt, und sie sich auf einmal in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gesetzt sehen, so fallen sie sehr natürlich in die Versuchung sich für den Mangel in ihrer Jugend nunmehr zu entschädigen, und lernen den wahren Werth des Reichthums durch Erfahrung erst dann kennen, wann sie ihr Vermögen verschleudert haben. Derselbe Mangel an Erziehung trifft auch bei den Kindern der Betrüger ein, und hat dieselbe Folgen. Seltener wird jenes Vorurtheil bei Erben in entferntern Graden eintreffen, und der Grund des Verlusts ihrer Erbschaft wird immer in ihrer Unflugheit zu finden seyn.

Der starke Hang des Menschen zur Sinnlichkeit wird es immer zweifelhaft machen, ob



---

E t w a s   ü b e r  
Ahnenstolz und Bedrückung der Unterthanen.

---

**N**icht selten findet man noch in unsern Tagen manch stolzen Ahnenzähler, dessen ganzes Verdienst in alten pergamentnen Dokumenten, und einem ungeheuren Stammbaum besteht; der sich's schon zur hochadelichen Regel gemacht hat; jeden Menschen, der nicht mit zwei und dreißig, oder doch wenigstens sechszehn Ahnen aufschwören kann, als eine aus bürgerlich oder bürgerlichen Race abstammende Kanaille zu verachten, ja wohl — wann's in seiner Macht stehet, zu verfolgen. Biedersinn, Treue, Frömmigkeit, gute Eigenschaften des Herzens, natürlich oder erworbene Gaben, nichts ist seiner gnädigen Achtung werth. Menschen, die nicht das zufällige Glück hatten, aus irgend einer hochadelichen Familie zu entkeimen, sind in seinen Augen nichts anders, als Sklaven, die Mutter Natur dazu bestimmte, daß sie willig den Raketen unter sein Joch schmiegen. —

Tugend! — ist ihm ein leerer nichts bedeutender Ton. Denn Tugenden zu besitzen, wäre viel zu bürgerlich; und der einzige wesentliche Dienst, welchen diese Herren der menschlichen Gesellschaft leisten ist, — Sie wachsen, und müssen sich von der Habe ihrer Unterthanen.

Bestehet der Adel in der Geburt, oder in  
Rechtsschaffenheit des Herzens, und edler Grösse  
der Seele?

Grobe Unwissenheit, lächerlicher Stolz ist es  
in den Augen jedes Vernünftigen, sich mit dem blo-  
sen Vorzuge der Geburt und seiner Ahnen, ohne  
selbst eigenes Verdienst zu brüsten, und aus die-  
sem Betracht jede Menschen, als Menschen einer  
andern Gattung anzusehn — zu verachten. Wie  
viele gehen hinter dem Pfluge, deren Vorfahren  
tapfere, grosse Thaten gethan, für das Vaterland  
geblutet haben, die aber hernach das widrige Ge-  
schick zum Pfluge verdammt: hingegen viele schwel-  
gen auf ererbten Ritterstüben in üppigem Ueberflusse  
und Wollust ihre Tage dahin, deren adeliche Ah-  
nen, gegessen, getrunken, gejagt, — — — die  
Unterthanen geprügelt, und endlich — in die Gruft  
zu ihren Voraltern beigesezt wurden.

Ist denn kein Unterschied zwischen dem Blute  
eines Edelmannes, und eines Bauers? —

Ein hochadelich = stiftmässiges Fräulein, der man  
täglich soviel, von dem Purpur ihres adelichen  
Blutes vorschwazte, ärgerte sich bis zu Thränen,  
da sie bei einer Ueberlasse das Blut ihres Kammer-  
mädchens hochröther als das ihrige fand; man  
musste ihre Thränen mit der Ueberredung hem-  
men, daß hochroth der bäurische, und blaßroth  
der adeliche Purpur seie.

Dieser vielen angeborne, meistens aber durch schlechte Erziehung anklebende Fehler des dummen Ahnenstolzes ist die einzige Ursache, warum so manche Landjunker ihre arme Unterthanen weit niedriger, und schlechter behandeln als ihre Jagdhunde. Denn ob wohl manchmal von der gnädigen Mama der junge Stammherr schon eine gute Dosis adelicher Fehler bekömmt: so liegt doch fast immer — aus Erfahrung schreibe ich es; — die ganze Schuld an den Erziehern oder Hofmeistern, welche nicht selten in unsern ersten adelichen Häusern, niedrige kleindentende bigotte Seelen, und kriechende Speichelketter sind, die die zarte Pflanze zum wilden Unkraut ansarten lassen.

Ihre Väter waren — nicht durchgängig — aber doch vielmal die rechtschaffenste Männer voll gerader deutscher Redlichkeit; gesegnet noch ist ihr Andenken auf ihren Landgütern, sie kamen nie dahin, als um ihren Unterthanen wohl zu thun, sie erwarben sich allgemeine Achtung und unbeschränkten Gehorsam durch Liebe, diese ihre unwürdige Nachfolger aber nur — durch Schrecken; sie müßten sich vom sauren Schweisse des armen Tagelöhners, vergeuden im Schooße feiler Wollust das Gut der Wittwen und Waisen; füttern sich, Mätressen, Jäger, Hunde, und Pferde durch Be- drückung und Ungerechtigkeit. Wann endlich der

unterdrückte Unterthan sich über auffaugende Auslagen zu beschweren erühnet; wehe ihm! — diese verhärtete Blutigel haben mächtige Beschützer bei Hof und vor dem Richtersthule zu finden gewußt! — seine Klagstimme wird ihm im Munde ersticket, und seine heiße Thränen, werden nur das Uebel vergrößern.

Dieses ist das Betragen jener Edelleute, deren einziges Verdienst in dem elenden von ihren Ahnen ererbten Wörtchen von besteht.

Ich könnte hierüber sehr viele redende wahre Beispiele aus eigener Erfahrung anführen. Allein — ich halte es für überflüssig, das ganze heilige römische Reich ist hievon angefüllt, und fast täglich erleben wir im lieben Schwabenlande zur Schande unseres aufgeklärten Jahrzehend's noch solche Auftritte in Menge. — O daß diese meine gerade zu hingeworfene Gedanken, dieses schwache Gemälde, würdig von einem Meisters-Pinsel zum Besten der Menschheit treffend gezeichnet zu werden, das Glück dann hätte lebhaften Eindruck auf jene zu machen, in deren Hände unsere Fürsten ihre Gewalt legten, daß sie aufmerk-samer über solche kleine Tyrannen wachten, und ihren Ausschweifungen Grenze zu setzen sich bemühten!!

J. A. N. Febr. v. M.

---

Uiber  
Hierarchie und Priestergewalt.

Comme dans cet ouvrage je ne suis point théologien, mais écrivain politique, il pourroit y avoir des choses qui ne seroient entièrement vraies que dans une façon de penser humaine, n'ayant point été considérées dans le rapport avec des vérités plus sublimes.

Montesq. de l'espr. des Loix.

L. XXIV. ch. I.

---

An einen Freund.

Erster Brief.

Sie verlangen meine Gesinnungen über einen Stand zu wissen, der von je her so mächtig in dieser sublunarischn Welt gewirkt hat, und den man izo noch hie und da beinahe mit der vollen Kraft seines ehemaligen Gewichtes im ausgedehntesten Spielraume wirken sieht. Ich darf, da sie weder Mitglied, noch Freund, noch Hasser dieses Standes sind, um so weniger verlegen seyn, kann um so mehr mit Unpartheilichkeit meine Gedanken vor Ihren Augen enthüllen — um so getrostler Ihrem richterlichen Ausspruche über meine Aeußerung entgegen sehen.

Ich liebe den systematischen Ton in Auffätzen dieser Art nicht. Es liegt auch außer den Grenzen meines Plans, Ihnen statt eines Briefes eine förmliche Abhandlung zu senden. Die Data sind indessen gesammelt, und aus diesen will ich mein Urtheil konstruiren.

Ich verehere die Religion mit der Wärme inniger Ueberzeugung. Ich habe sie in frühern Jahren durch Unterricht, in spätern durch die Vernunft erkannt. Ihre Grundsätze haben meinen Geist erleuchtet, meine Zweifel zerstreut, meine Moralität veredelt, meine Beruhigung erhöht. Sind wohlthätige Geschöpfe unsrer Verehrung würdig, wie sollte es die Religion nicht seyn, die unsre Glückseligkeit will, lehrt, bewirkt?

Philosoph, Dichter, Staatsmann, welches Glied der bürgerlichen Kette es sei, haben sie gewürdigt, gepriesen, nach mancherlei Zwecken sie heilsam gefunden. Ich begeben mich aller Deklamation. Hier wäre eine Lobschrift überflüssig.

Die Religion der Vernunft ist älter als alle von Menschen gebaute Religionsysteme. Sie gründet sich auf die Natur und Verkettung der Dinge in der Welt, und fängt mit der Existenz vernünftiger Wesen zu leben an.

Diese sind Folgen moralischer oder politischer Bedürfnisse.

Die natürliche Religion mag sich zur positiven Religion verhalten, wie sich Naturrecht zur positiven Gesetzgebung verhält. Wenn der Grad der Einsicht und Moralität in der bürgerlichen Gesellschaft so groß wäre, daß man aus einziger Ueberzeugung von dem, was Recht ist, ohne alle andre Motive seine Pflichten erfüllte, so würden wir keiner positiven Gesetze bedürfen. Wenn in der moralischen und intellectuellen Welt allgemeine Uebereinstimmung und Harmonie herrschte, so würde Religion der Vernunft hinreichend seyn, den Menschen über sein Verhältniß gegen das höchste Wesen zu erleuchten.

Lassen Sie uns, bester Freund! diese Analogie weiter verfolgen. Ich schliesse: wenn ein Gesetz, das dem Naturrecht widerspricht, Unrecht ist, so ist eine Religion, gegen die Grundsätze der Vernunft, unserer unwürdig, sie empört unsre Natur und entheiligt unsre Begriffe von Gott.

Ich enthalte mich aller besondern Anwendung. Die Geschichte älterer und neuerer Zeiten ist voll der Beispiele von unnatürlichen, oft abscheulichen Religionsystemen. Ich verweise Sie darauf. Sie werden den reichhaltigsten Beitrag zur Geschichte der Menschheit darinn finden. Kennen Sie jene

beiden grossen Völker, deren hohem Fluge selbst unser achtzehntes Jahrhundert noch in manchen Gegenständen der Kultur mit Beschämung nachsehen muß. Sollten Sie glauben, daß diese in ihren Vorstellungen von Gott und Vorsehung tiefer standen, als viele Wilde der andern Welttheile?

Und woher kam dieß? Woher kam es, daß ganze Nationen die Stimme der überzeugenden Vernunft überhören konnten? Woher kam es, daß sie einem Wahne sich hingaben, den ein forschender Blick, auf die Schöpfung geworfen, in seinem vollen Umgrunde hätte darstellen können? daß sie vom geraden Pfad abweichen, um durch unvernünftig gesuchte Umwege in Labirinth zu sinken? — O daß ich es sagen muß zur Schande der Menschheit! die Diener der Religion waren meist auch die Werkzeuge ihrer Verfälschung und Herabwürdigung.

Es ist einer der lehrreichsten, aber auch der traurigsten Blicke in die Völkergeschichte, wenn man der allmählig wachsenden Gewalt der Priester, und der stufenweisen Erhöhung ihres Einflusses auf den Geist ganzer Nationen zusieht, und dann bei ihren tausendfachen Ränken, bei den geheimen Triebfedern, die sie in Bewegung setzten, und bei den nie versiegenden Quellen ihrer Entwürfe einen Augenblick verweilet. Nirgends in der

Geschichte findet man List und Gewalt, Täuschung und Wahrheit, Blendwerk und Realität so vortheilhaft abwechseln, so geschickt sich in einander verfechten, als in Begebenheiten, wo Priester ein Wort zu sprechen hatten. Griechenland hatte seine Orakel. Apoll war ein zweiter Paktolus für seine fetten Verpfleger. Roms Priester verwahrten wie ein Palladium ihre sibyllinischen Bücher, und das Volk in seiner Blindheit glaubte daran, wie an Götter-Aussprüche. Und das neue Rom bereicherte sich an alten Lumpen, und am Abtrag der Anatomien, die der irreführten Welt für Reliquien aufgelogen wurden.

Wenden Sie, theurer Freund! nun einige Minuten Ihren Blick auf die goldne Epoche der priesterlichen Gewalt, und zugleich auf das eiserne Zeitalter der Menschheit und der Vernunft. Richten Sie Ihr Auge auf jene merkwürdige Gährung Europens, wo eine allgemeine Wuth die Menschen von ihren friedlichen Wohnungen austrieb, wo der Vater von den winselnden Kindern, der Mann von der liebenden Gattin, der Sohn von der hilflosen Mutter, der Bräutigam von der weinenden Braut sich losriß, wo der Unterthan Rebell an seinem Fürsten wurde, der Freund bundbrüchig gegen seinen Freund, der Diensthote treulos gegen seinen Herrn — und warum? Um durch Betret-

tung eines entfernten Landes mit Aufopferung sei-  
 ner Habe und seines Bluts dem Richter der Welt  
 die künftige Seligkeit abzutrotzen. — Warlich ein  
 verdienstliches Unternehmen! — als wenn es Gott  
 nicht wohlgefälliger gewesen wäre, wenn sie in ih-  
 rem Lande geblieben wären, und als Menschen  
 und getreue Unterthanen die natürlichen und bür-  
 gerlichen Pflichten erfüllt hätten! — Und wer wa-  
 ren diese ungeheuren Menschenmassen? — War es  
 nicht ein Troß von Lotterbuben und rohen Frev-  
 lern? Waren sie es nicht, die den Schild friedli-  
 cher Pilger ausstekten, und wo sie vorüberwander-  
 ten, sengten und raubten? Waren sie es nicht,  
 die ihren Feind in nichts übertrafen als in Un-  
 menschlichkeit und Barbarei? — Ein schöner An-  
 führer um einen fanatischen Mönchen, der jede  
 Blutthat auf den Armel der Religion schrieb! Ei-  
 ne seltene Harmonie, wenn Könige, die zur Ehre  
 Gottes fechten, sich um den Besitz der Eroberun-  
 gen zanken!!! Warlich eine ehrenvolle Großthat,  
 würdig von einem Tasso mit den lebhaftesten Far-  
 ben geheiligter Erhabenheit ausgemalt zu wer-  
 den! — —

Man möchte vor Bitterkeit lächeln. Aber  
 Fluch über den, der barbarisch genug war, Jahr-  
 hunderte lang eine halbe Welt im Nebel zu führen!  
 — O auch über diese Begegenheit hat die Ge-

schichte keinen Schleier geworfen. Sie wird uns oft noch vordonnern, daß ein Priester der Religion, der sich den Stadthalter Gottes nannte, die Fürsten des Volks entfernen wollte, um freier wirken, und ungehinderter die Hierarchie befestigen zu können, die einige Dezennien früher zu ihrer Reife gediehen war.

Man muß erstaunen, wenn man das Gewebe der schlaun Vorbereitungen, das kunstvolle Triebwerk der geschickt in einander greifenden Maschinen anschaut, die der völligen Entwicklung der Hierarchie vorangegangen sind. Soviel System in der ganzen Anlage! Soviel Konsequenz in der Ausführung der Theile des Plans! Soviele Concentration auf den einzigen Punct hin, auf Priestergewalt! Es ist schön und abscheulich, belehrend und zurückwerfend, wundervoll und empörend! — —

Hier, lieber Freund! muß ich abbrechen. Leben Sie wohl.

---

#### Zweiter Brief.

Schätzbarer Freund!

Durchlaufen Sie die Geschichte aller weltlichen Staaten — ob Sie die Gleichheit des Interesses, die Gleichheit der Maximen, die Festigkeit der Entschlies-

sungen, und die Beharrlichkeit in der Ausführung antreffen, wie in der Geschichte der Päbste. — Alle von denselben Grundsätzen belebt, arbeiteten Jahrhunderte durch auf denselben Endzweck hin! — Es wäre hohes Verdienst um die Welt, die Geschichte dieser merkwürdigen Männer mit philosophischem Scharfsinne, und unbefangener Wahrheitsliebe zu bearbeiten. —

Die Entwicklung der Hierarchie läuft so parallel mit den Schicksalen unsers deutschen Vaterlandes, daß es unmöglich ist, derselben bis auf ihre ersten Quellen nachzuspühren, ohne mit unsrer vaterländischen Geschichte vertraut zu seyn. Kein Land des von uns bewohnten Welttheiles hat auch in dem Maasse die Wirkungen der steigenden und vollendeten geistlichen Macht empfunden, wie Deutschland. Keines hat so frühe dem Scepter von Rom sich unterworfen; keines so spät die Ketten abgestreift. Die Aschaffenburg'schen Konkordaten mögen zeugen. — —

Wenn die Geschichte der Menschheit nichts anders ist, als die Geschichte des Ganges des menschlichen Geistes, und wenn dieser der Vernunft und Erfahrung gemäß, von einer Stufe der Kultur zur andern fortschreitet, so möchte man beim Anblicke des Mittelalters in Versuchung kommen, jene ganze Epoche für ein Anomalon in der Ge-

schichte der Menschheit zu erklären. So tief waren Wissenschaften und Künste gesunken! Die Unwissenheit, durch Aberglauben und Faulheit genährt, war allgemein. Gelehrsamkeit war einzig ein Antheil der Geistlichkeit; Gelehrsamkeit? — die Hefe derselben, der Abschäum der Wissenschaften, einige armselige Brocken von dem, was man Kenntnisse nennt.

Das Volk lag in die tiefste Noth versunken. Der Aberglaube hatte den letzten sterbenden Funken der gesunden Vernunft vollends ausgelöscht. Der dumme Pöbel klebte am Schein und Blendwerk, wie an einem Gözenbilde. Sein besserer Theil kannte nichts als Schwerdt und Lanze, wußte nichts als Rippenstöße auszuspenden oder Gänle zu striegeln, und glaubte übrigens des Heils seiner Seele gewiß zu seyn, wenn er täglich einigemal sein Vater unser oder Ave Maria herplauderte. Die meisten Staaten waren zerrüttet; die Fürsten in beständiger Zwietracht; die Thronfolger unsicher; das Lehnsystem allgemein; jeder Staat aus mehreren kleinern Staaten bestehend; mehreren größern und kleinern Despoten ein Raub; die Befehlungen ohne Zahl, selbst durch Gesetze autorisirt; eine Art von Krieg aller gegen alle.

Diesen traurigen Zustand der Menschheit hatte die Geistlichkeit nicht nur begünstigt, sondern wesentlich zu nähren gesucht. Es mußte schlechterdings

dings in ihrem Plane liegen, Finsterniß und Roheit unter dem Volke zu erhalten. Diese mußten der Grundstein ihres Gebäudes seyn, wenn es auch nur eine mäßige Höhe erreichen sollte.

Es war von je her die Maxime aller schlaunen Empörer, durch das Herz des Volks den Weg zum Throne des Fürsten zu suchen. Ist das Volk gewonnen, ist es erbittert gegen die Hand, von der es geleitet wird — auf welche Stütze soll der Fürst sich verlassen? — Dieß war auch die Maxime des römischen Hofes in jenen Zeiten, wo der Kampf der geistlichen und weltlichen Macht feuriger zu werden begann. Man war vorsichtig genug, die Usurpation des Hauptes der Kirche zu verbergen. Man beduzirte die Rechtmäßigkeit derselben aus geoffenbarten Quellen, legte ihr, blasphemisch genug! den Namen einer göttlichen Einsatzung bei, und bediente sich der feinsten Sophismen, den zu allem empfänglichen Verstand des rohen Haufens auf das Verhältniß des Weltlichen zum Geistlichen, des Irdischen zum Himmlischen aufmerksam zu machen. Man unterschob Bücher, welche die gefährlichsten Sätze enthielten. Man verbreitete sie. Sie wurden gelesen, und wie Aussprüche eines Gottes geglaubt.

Die Kaiser und Könige wurden indessen durch die schmeichelhaftesten Liebkosungen in Ruhe gehaltenes Bändchen.

D

wiegt. \*) Man schätzte es sich zur Ehre, man hielt es für wesentliche Vollendung seiner Würde, aus der Hand des ersten Bischoffes Kron' und Scepter zu empfangen.

Keine von allen Vorstellungen hat indessen kräftiger zu Auswüthung der Hierarchie beigewirkt, als die Idee, daß die Kirche nur Einem Haupte unterworfen sei, daß dieß Haupt der Repräsentant Gottes und sein Stellvertreter auf dieser Erde sei, daß alle Macht, die Gott über die Gewissen, Herzen und Handlungen zustehe, ihm anvertraut sei, daß dieß Haupt die Quelle aller Wahrheit — daß es unfehlbar sei.

Richten Sie, lieber Freund! Sie können es. Denken Sie sich, was folgen mußte; wenn der grosse Plan, die Geistlichkeit von dem Körper der übrigen bürgerlichen Gesellschaft abzulösen, sie von der Unterwürfigkeit unter die Gemeingewalt im Staate loszusprechen, und zu einem eigenen Volke mit einem eigenen Regenten umzuschaffen, erreicht wurde. Leicht lassen sich diese Folgen durch die Vernunft eruiren, und die Erfahrung hat sie bestätigt.

\*) S. Das Beispiel Kaiser Heinrich des II, der von Benedikt VIII. den goldenen Apfel empfing, und zum Lohne die Kaiserwürde der päpstlichen Bestätigung unterwarf.

Der Streit über das Investiturrecht war der erste starke Trompetenstoß zu Bekämpfung der fürchterlichen Fehden zwischen dem päpstlichen Stuhl und dem Kaiserthron. Hildebrand, oder wie er sich zu nennen beliebte, Gregor VII. war einer der schlauesten Italiäner, der gewaltthätigsten Päpste einer, welche je die friedliche Priesterwürde entweiht haben — ein alter grauer Missethäter in den Künsten der Negotiation und der Kabale, ein würdiger Schüler seiner Vorgänger, ein tiefer Blicker in den Plan der Hierarchie, großgesäugt in ihren Maximen, schnell wirkend in der Ausführung, beharrlich in seinen Entschliessungen, Freund vom größern Hauffen, ohne dessen zu schonen, Tyrann gegen Fürsten und Erzbischöffe, der Sklave eines Weibes, aus deren Lippen er Reichthum der Entwürfe, Feinheit der Mittel, und Stärke zur Ausführung einsog. Lassen Sie mit den Fähigkeiten eines solchen Mannes noch einen Zusammenstoß glücklicher Umstände sich vereinigen, lassen Sie gewisse unter dem Volk ausgestreute Vorstellungsgarten indessen reifer geworden seyn, lassen Sie die Fürsten in Zänkereien verfallen, die Regenten eigenmächtig und drückend handeln, und den Geist des Widerspruchs unter dem Volk erwachen — lassen Sie dann einen Hildebrand mit der ganzen Fülle seiner Kraft den Bannstraf

ergreifen — Ist es wohl möglich, daß er seines Zwecks verfehle?

Ich darf Ihrer Geschichtskunde nicht wiederholen, wie schnell und wie glücklich zugleich diese grosse Revolution bewirkt und ausgeführt worden ist. Sie wissen besser als ich, welche feingewählte, treffend wirkende Triebfedern bei dieser ewig merkwürdigen Begebenheit spielten. Sie bedürfen ebenfalls meiner schwachen Deutung nicht, um gewahr zu nehmen, welchen kräftigen Beitrag gewisse, um diese Zeit errichtete, Institute zur grossen Masse der geistlichen Macht geliefert haben. Der Eölibat, der früher schon\*) aus religiösen Gründen Gegenstand einer kirchlichen Sanction gewesen war, ward jzt zum politischen Verbote, ward jzt die ewige Scheidwand zwischen Geistlichkeit und Laienschaft, ward der letzte schließende Ring an der hierarchischen Kette, und zerhieb, wie Alexanders Schwert, den Knoten Gordons, so den Nexus zwischen dem Staat und der Kirche. Die Ritterorden und Kreuzzüge hatten denselben Zweck. \*\*)

Ich glaube, daß die glänzendste Periode des hierarchischen Systems in die Regierung Innocenz III. zu setzen ist. Er war der Erwerber

\*) Pütter hist. Entwicklung. Th. I. et VII. §. V.

\*\*) 2tes Karthag. Concil. v. J. 428. c. 2.

des Kirchenstaats, er der Schöpfer der fürchterlichen Inquisition, er der Stifter der ausgebreiteten und angesehenen Bettelorden, die nach Spitzlers Zeugniß \*) nichts anders waren, als die Spionen Roms, die Blasbälge des meuternden Vöbels, und die Geißeln der Fürsten.

Er war auch der erste, der das schauervolle Interdikt aussprach, und dadurch in seiner Art mehr als zehn Plagen Egyptens über ein verfluchtes Land verhängte.

Wenn Entwurf und Erfolg, Unternehmung und Glück identisch wären, so würde der ungestimmte Bonifaz VIII. das ungeheure Gebäude vollendet haben.

Ich wende mein Auge von diesen Scenen zurück. Denn nicht anders als mit zurücktretendem Gefühl und empörter Seele würd' ich mich des Austritts zu Kanossa und der Zusammenkunft Friedrich I. mit Alexander III. zu Venedig erinnern können. — Inzwischen leben Sie wohl!

---

#### Dritter Brief.

So, lieber Freund! erhob sich der Tempel der Geistlichkeit auf den Trümmern der Majestät

\*) Kirchengeschichte. S. 309.

und der Menschenvernunft. Aber es gieng diesem Koloss, wie jedem übergrossen Reiche, das in seiner Vergrößerung den Keim seines Verderbens trägt; es gieng ihm, wie dem alten Rom, das, wie Livius sagt, sua mole laborirte, und sich in seinen eignen Kräften verzehrte. Auch sein Loos war, daß er bald diesem, bald jenem Usurpanten zum Raube ward. Nichts als ewige Spaltungen, deren eine die andere aufnahm, stellt die Geschichte jener Zeiten uns dar. Zwar lebten die alten Maximen immer noch in ihrer Bollgütigkeit; aber man gebrauchte sie nicht sowohl, Fürsten zu demüthigen, als den armen Unterthanen ihre sauer erworbene Habe abzuschweissen. Der Wandel der meisten Priester war mehr als ärgerlich. Rom's dreifache Krone trugen Schlemmer und Bollüstlinge. Die Kardinäle und Bischöffe schwelgten vom Söhnungsgelde der Sünder, und die Better und Schwägerinnen \*) des Pabstes lebten auf seine Rechnung am Vermögen der christcatholischen Unterthanen. So untergeub man jene dem Volk eingeschöfite hohe Gesinnungen von der Würde der Geistlichkeit, wel-

\*) Später zwar, aber bekannt genug ist Donna Olympia, die unter Innozenz X. von 1644-1655 die Kirche regiert hat. S. ihre Geschichte von Abbe Gualdi.

ehe die Grundveste ihrer Macht hätten bleiben sollen.

Diese Mißbräuche von Seiten des römischen Hofes, diese Bedrückungen, diese Scandale waren es, welche bald nach jener grossen Revolution Zweifel über die göttliche Sendung des geistlichen Hauptes erregten. So geschah es, daß im Jahre 1338. Kaiser Ludwig der Baier mit seinen Reichsständen dem Pabst erklärte: „seine Gewalt erstreckte sich nicht über die Wahl eines Kaisers, und er selbst sei dem allgemeinen Concilio unterworfen.“ Noch merkwürdiger ist die Sanction der Kostnizer Kirchenversammlung von 1415 wodurch der Pabst ausdrücklich dem allgemeinen Concilio unterworfen wurde; welche Verordnung durch das Basler Conc. von 1431 bestätigt, und im vorigen Jahrhundert durch Ludwig XIV. kräftig realisiert worden.

Sie kennen die Nahmen der 3 Reformirer, Wiclef, Huß und Luther. Diese 3 ewig unsterbliche Männer lebten in Perioden der äussersten kirchlichen Zerrüttung. Huß sah jene Scandale alle mit an, die während der grossen Schisma, das schon mit dem Ende des 14ten Jahrhunderts anfieng, in Rom und anderwärts von der Geistlichkeit gegeben wurden. Er war Kühn genug ihre Gesinnungen und ihren Wandel unchristlich zu finden, und starb für seine Freimüthigkeit den Tod

des Märtyrers. Und was war Rom unter Alexander VI.? War es nicht eine Mördergrube? War nicht sein Regent ein Giftmischer, und Caesar Borgia ein Ungeheuer von einem Menschen? und Julius II.? Ein schöner Vater seiner Heerde, der sie frohlockend zur Schlachtbank führte! Und Leo X. der mehr Libertin als Priester war, der das Laster verfeinerte, im Wohlleben hinschwelgte, und das Recht, Sünden zu vergeben, an den Weisbiethenden verpachtete! — Sagen Sie, Freund! ob unter solchen Vergernissen die Stimme der Vernunft schweigen und das Menschengefühl verstummen konnte? —

Sie werden nicht verlangen, daß ich ihnen von den Religionskriegen und ihren Ursachen etwas sagen, oder einer Bartholomäus-Nacht erwähnen soll.

In spätern Zeiten hat die Geistlichkeit zwar nimmer mit der Allgemeinheit, nimmer mit der Concentration auf jenen Einzigen hin, nimmer mit dem Ungestümme, nimmer mit dem Tone des Machtspruches, aber in den einzelnen Fällen mit gleichglücklichem Erfolge, mit gleicher Energie, mit gleichen Zwecken gewirkt. Ihre diktatorische Wirkungsweise milderte sich zur feinen Politik; ihre Procedur ward schleichend; die verborgenssten Kanäle wurden ihr zu Gebote; durch inextrikable

Krümmungen und Wendungen drehen sich ihre Pläne zum Ziel hinan. Vorher war sie fürchterlicher gewesen, jzt ward sie gefährlicher. Jzt konnte sie mit der Miene der Heiligkeit durch die verschlossensten Thüren eindringen; jzt ohne Gefahr mit lächelndem Blik ihrem Feinde die Hand drücken; ohne Argwohn in den Kabinetten auftreten, und Niemand dachte nach,

— warum geheiligter Betrug  
mit seiner Glaubenshand den Bruder niederschlug.

Wie glücklich durch diese Maximen die Söhne des Loyoliten ihre Entwürfe ausgebrütet haben, jene Entwürfe, deren endliche Geburt so fürchterlich war, dieß können zwei volle Jahrhunderte bezeugen. Man weiß, wie gewaltig ihre Politik am Kaiserhofe und in den Kabinetten der Könige gewirkt hat. Es liegt nun kein Schleier mehr über dem Kunstwerke ihres Systems. Aus der Erfahrung hat man es erkannt. Man hat von den Wirkungen auf die Kraft geschlossen.

Strenge Moral konnte nach ihren Absichten nicht in ihrem Systeme liegen. Von den doppelstimmigsten, oft verdammlichsten Prinzipien mußte sie ausgehen. Der Probabilismus begünstigte sowol ihre Entwürfe als die Handlungen ihrer erhabenen Beichtkinder.

Die feinsten Heuchler, die gewandtesten Negotiatoren, die tiefsten Politiker waren Glieder dieses Ordens. Ihnen verdankte Frankreich seine glänzendste Periode, ihnen sein Verderben. \*) Durch sie verlor es den nützlichsten Theil seiner Einwohner, durch sie seine Fabriken, durch sie seinen Kredit bei der Welt.

Ich bin inzwischen nicht berufen, zu beurtheilen ob wahr ist, was gewisse Leute noch izo von ihren geheimen Spukereien wittern wollen.

Dank sei es unsrer Aufklärung, Dank unsrer Freiheit zu denken und zu glauben, Dank allen selbsthandelnden Fürsten, daß die verrückten Grenzen der geistlichen Macht allmählig wieder in die geziemende Markung zurücktreten.

Die Geschichte mag es zeugen! Herrschaft und Gewissensdespotie war immer charakteristischer Zug in den Maximen und Handlungen des geistlichen Standes. Schon bei den Römern ließen sich die Priester gebrauchen, in Gemeinschaft mit den Patriziern die Ketten für das Volk zu schmieden. †) Izso noch ach! izso noch schwingt ihr Eigendünkel und ihre Intoleranz in vielen Län-

\*) Ich spreche hier von den Zeiten der Ludwige XIV. und XV.

†) L. 2. §. 6. D. de orig. jur.

bern — ja auch wohl in unserm lieben deutschen Vaterlande mächtig die Fahne. Es giebt Länder, wo es noch so barbarisch aussieht, wie im 1sten Jahrhundert. Priester kosen den Pöbel, und verachten den, der nicht denkt wie sie: glauben alle Wahrheit in sich verschlungen zu haben, und lieben am alten Schlendrian, wie an einem Gözen. Sie verfolgen den Mann, dessen Glaube schwach, dessen Thun aber groß ist. Sie wollen sich des Rechtes der Entscheidung über alles anmassen; schmähen über die aufgeklärte Zeiten, und wittern daraus das Ende der Welt, welches der bange Pöbel wie ein Evangelium auffaßt. Philosophie — die edle Philosophie — das ächte, reine Gold, ist leider! so vielen noch, was sie ungefähr zu Ende des 1sten Jahrhunderts seyn mußte, wo durch einen Concilien-Schluß \*) das Studium der heiligen Canonen eingeschärft wurde, um den Geist von den Flecken der Philosophie und von der Ansteckung der Poesie zu reinigen und zu heilen. —

Ich will nicht aufwärmen, was von Bayle an bis auf Aronet, von diesem bis auf D. Wahrdt über den geistlichen Stand gedacht, gesprochen und

\*) Concil. Later. sub. Julio II. & Leone X. anni 1513. Sess. 8. sub. fin.

geschrieben worden ist. Sich auf Autorität berufen, heißt nicht immer seinen Vortheil verstehen. Ich schliesse diesen Brief mit einer Stelle aus unserm deutschen Juvenal †), die in einem seiner Briefe an Jacobi zu finden ist, und ganz den zürnenden Ton seiner Satyren athmet. Er sagt: „ Wenig genug zufrieden, daß man mir nichts mehr als den Himmel versperren könnte, raubte man mir auch den bürgerlichen Vorzug eines ehrlichen Mannes. — — Und warum das alles? — weil ich den unsligen Stolz gewisser höhern Geistlichen nicht für den Geist der Salbung hielt, die sie bei ihrer Priesterweihe erhalten? weil ich unanständig fand, daß man seine Maximen nach dem Amte zuspizte? weil es mir unerträglich vorkam, durch Männer, deren einziges Beispiel vermögend war, die Freude wieder in alle Stände einzuführen, einen Schwarm Entsatiten verstärkt zu sehen, der bereits sein Felsisen aufpakte, um ihr Platz zu machen? — — —“

Sollte diese Klage wol ihre Anwendung verlohren haben? Sagen Sie mir dieß, lieber Freund! und leben Sie wol. Ich bin ic.

R.

†) Michaelis poetische Werke. Karlsruhe 1783.  
p. 120.

---

## Religiöse Märchen.

Litterarische Bruchstücke aus dem Mittelalter.

---

**U**berglaube — geböhren von der Unwissenheit, von der Furcht erzogen, genährt durch den Eigennuz der Bonzen — Derwische — Mönche — der Priester, wie sie immer heißen mögen — erstift die keimenden Genien, hält den slavischen Pöbel in Fesseln und beherrschet die Völker mit unumschränktem Despotismus. — Ein Satz, den die Geschichte der Wissenschaften und der gegenwärtige Zustand mancher Länder hinlänglich beweisen. — Man denke sich nur in das Zeitalter zurück, in welchem die Litteratur in den Händen unwissender Mönche war, in welchem Lesen und Schreiben das einzige Requisite eines Gelehrten war, in welchem all' der Wust von Vorurtheilen und Uberglauben, die noch in unsern aufgeklärten Zeiten den Pöbel beherrschen, geböhren, erzogen und genährt wurde. — Aus diesen Zeiten, in welchen das Außerordentliche, das Abentheuerliche, das übertriebene Wunderbare so sehr geliebt wurde, aus diesen Zeiten haben wir noch religiöse Märchen — Erzählungen, die mit dem naiffen Tone wunderbare Geschichten

vortragen, in denen Aberglaube mit Religion — gesunde Moral mit kindischem Abergwitz verwebt ist. — Ich will hier meinen Lesern einige derselben die auf Frankreichs Boden gewachsen sind, vorlesen. — Doch zuvor noch eine kurze Nachricht davon — „Ich kenne nur zween Schriftsteller;“ — sagt Mr. le Grand der Herausgeber der Contes Dévots, Fables & Romans anciens. T. IV. in dem Vorbericht, — „welche zu ihren Zeiten Sammlungen von dergleichen Märchen herausgegeben haben. Der eine ist Coinfi oder Comfi Prior von S. Médard zu Soissons, der im Jahre 1236 starb. Er übersezte einen Theil derselben, wie man sagt, aus dem Lateinischen eines gewissen Hugo Fars: der in dem eilften Jahrhunderte soll gelebt haben, der andere Theil ist von ihm selbst, alles in Reimen gebracht unter dem Titel: Miracles de Notre-Dame (Wunderwerke U. L. Frauen). Der andere Märchen-Sammler ist uns seinem Namen nach unbekannt, aus seinen Erzählungen läßt sich vermuthen, er seie ein Mönch gewesen, seine Märchen sind besser erzählt als des vorigen und führen den Titel: Vies des Pères (Leben der Väter.)“

Diese Märchen sind als ein Beispiel des übertriebensten Aberglaubens und der größten Unwissenheit anzusehen, sie führen so ganz das Ge-

präge der Einfalt, erzählen die unglaublichsten Dinge in dem naiffsten Tone, frei ohne Zwang — und dies war ein Theil der asketischen Lectur jener Zeiten. Mr. le Grand hat dieselben in neuere französische Prose übersetzt in obbemelter Sammlung, aus der ich, zur Kenntniß des Dichter: Scheines dieser Schriftsteller für die Liebhaber ein Bruchstück aus den Vies des Pères hersezen will:

Desouz bel elme, en un biau prez,

Venez avant, vos qui amez.

Le Dieu d'amors i velt aller

Qui fes amis velt esprouver:

Savoir velt de qui est amez.

Venez avant, vos qui l'amez;

Entendez à ceste chançon

Qui vaut une bonne leçon.

Nostre Sires, qui toz nos fit

Et près de foi le bons affist,

Nos apele & les bras nos tent

Et de jor en jor nos atent,

Et dit: venez avant, mi Fill

Qui m'amez. Et vos, fol & vil,

Qui ne m'amez, ne me prifiez,

Et pour vos biens me desprifiez,

Alez en perdurable peine

Là où vostre péchiez vos maine.

Diex! com ci aura cruel mot  
 Et com cil se tenra pour sot  
 Qui en cele peine charra  
 Dont jamez or ne partira!....

Dies heißt ungefähr also:

„Kommt unter diese schöne Ulme, auf diese schöne Wiese, ihr, die ihr liebt! Der Gott der Liebe kommt dahin, der seine Freunde prüfen will, der die ihn lieben kennen will. Kommt her ihr, die ihr liebt, horcht auf dies Lied das euch eine gute Lehre giebt.“

„Der Herr, der uns alle schuf, der die Frommen neben sich setzt, ruft uns, reicht uns die Arme, erwartet uns von Tag zu Tag, und sagt: Kommt her meine Söhne, die ihr mich liebt, und ihr Thoren und Böse, die ihr mich nicht liebet, nicht schätzt und um eurer Güter willen mich verachtet, geht in die ewig daurende Pein, hin wo eure Sünden euch führten.“

„Gott! welch hartes Wort wird dieses seyn, wie wird das sie bestürzen, die in diese Qual fallen werden, von da sie nie mehr kommen werden!...“

Dies sei genug. — Nun einige Proben von den Märchen.

(1.)

Von einem Räuber, Den Die Mutter  
Gottes rettete.

Ein Mensch trieb das Handwerk eines Straß-  
senräubers, aber wann er zu einem neuen Dieb-  
stahl ausziehen wollte, vergaß er nie, noch vorher  
ein Gebet an die heilige Jungfrau zu richten. End-  
lich wurde er gefangen und zum Galgen verurtheilt.  
In dem Augenblick, da man ihm den Strick um  
den Hals that, rief er eben die an, zu deren er  
gewöhnlich sein Gebet gerichtet hatte. Sie ver-  
lies ihn nicht; dann sie kam und hielt ihn mit  
ihren weissen Händen unter den Füßen, und er-  
hielt ihm so das Leben zweien ganzer Tage. Als  
der Henker kam, um ihn vom Galgen zu nehmen;  
ward er sehr bestürzt, den Räuber noch lebendig  
zu finden. Ich hatte wohl zu viel getrunken, als  
ich diesen Schelm richtete, sagte der Henker be-  
sich und gab ihm derbe Streiche auf den Hals  
und Leib. Aber die Hand, die den Strick gehalten  
hatte, wandte auch die Degenstöße ab, die über  
den Leib des Räubers hin glitten, wie über Mar-  
mor und Stahl. Nun hatten die Augen des Hen-  
kers keine Mühe mehr die mächtige Beschützerin  
zu erkennen, durch welche dies Wunder geschehen  
war. Er nahm den Räuber vom Galgen, und  
retes Bändchen. E

dieser gieng in ein Kloster, ward Mönch, und that Buße über seine Sünden.

Anmerk. Eine ähnliche Erzählung findet sich in den Miracles de Notre - Dame, wo aber die Mutter des Räubers für den Sohn bat und zur heiligen Jungfrau sagte: Gib mir meinen Sohn wieder oder gib mir den Deinigen dafür. Um sich aus dieser Wahl zu ziehen, gab die heilige Jungfrau der Mutter den schon gehängten Sohn wieder, und er ward Mönch. — Ueberhaupt wird man bemerken, daß sich diese Geschichtchen meist mit dem Kloster endigen — wie die Romanen mit der Heurath.

(2.)

Der Mönch, welcher durch die Vorbitte der Mutter Gottes selig wurde.

In dem Kloster des heiligen Petrus bei Köln lebte ein gottloser Mönch, der weder Scham noch Sitten, weder Glaube noch Religion hatte; aber zu seinem Glük ein andächtiger Verehrer des heiligen Apostels war. Plözlich ward er krank und starb ohne Reicht. Freudig sprangen die Teufel sogleich herbei um sich der Seele zu bemächtigen, und sie in die Hölle zu schleppen. Aber Petrus,

dessen Erkenntlichkeit nicht ohne Schmerz sehen konnte, daß man ihm einen eifrigen Diener so entriß, lief zu Gott und bat ihn mit gefalteten Händen, seinen Bruder in das Paradies aufzunehmen. „Wißt du dann, daß ich lüge — antwortete ihm der Herr — Weißt du dann nicht, was ich durch den Mund meines Propheten sagen ließ: es solle keiner in mein Haus kommen, er sei denn rein und ohne Flecken? Und weißt du dann nicht, was dein Günstling für ein Leben geführt hat?“ —

Petrus konnte nichts hierauf antworten. Doch aber entschlossen seinen Mönch nicht zu verlassen, ob er gleichwol sahe, daß er zu wenig Credit habe um ihn durch seine Fürsprache allein zu erretten, ließ er sich beifallen, alle Heiligen des Himmels für ihn in Bewegung zu setzen, in der Hoffnung, Gott werde, seiner Strenge ohngeachtet, so mächtigen Vorbitten nicht widerstehen. Auf seine Bitte kamen alle Seelige, Apostel, Engel, Märtyrer und andere in Haufen um den Allmächtigen um die Gnade des ohne Reichthum Verstorbenen anzusehen. Aber vergeblich! All ihre Bitten und Beten war umsonst, weder Heiliger noch Heilige konnte was ausrichten.

Als nun Petrus sahe, daß er alle Hoffnung aufgeben müsse, entschloß er, sich an die Mutter Gottes zu wenden. „Schöne, holdselige Frau,“

sprach er zu ihr, „mein Mönch ist verlohren, wenn Sie nicht die Gütigkeit haben, sich für ihn zu bemühen. Wir haben alle, so viel auch unsrer sind, seine Gnade nicht ersiehn können; was aber uns unmöglich war, wird für Sie nur ein Spiel seyn, wann Sie wollen. So erzürnt auch ihr Sohn, unser Herr ist, so dürfen Sie doch nur Ein Wort reden um ihn zu besänftigen; und zudem muß er Ihnen ja nachgeben, er mag wollen oder nicht, weil es nur auf Sie ankömmt ihm zu befehlen.“ — „Petrus“ antwortete ihm unsre liebe Frau, „ich sehe, ihr seid ein warmer Freund, und man thut wohl euch zu seinem Schutzheiligen zu erwählen. Nun dann, weil euch die Gnade eures Beschützten so nahe am Herzen gelegen ist, so nehmt ichs über mich; gebt euch nur zufrieden.“ — Hier auf stund die Himmels-Königin auf, und begab sich, von allen ihren Jungfrauen begleitet, zu ihrem Sohne. Petrus selbst schloß ihr Gefolge, dann er zweifelte gar nicht an dem glüklichen Erfolg dieser Vorbitte.

Ja wirklich derjenige, welcher ehmalen das ehrwürdige Gebot: Ehre Vater und Mutter verkündigte und mit seiner eigenen Hand schrieb, sahe nicht sobald seine Mutter zu ihm kommen, als er schon aufstand um ihr entgegen zu gehen; er nahm sie lächelnd bei der Hand, und fragte sie, welche

die Ursache feie, daß sie zu ihm komme. „ Schönster Sohn “ — antwortete sie ihm — „ um die Sünder von der Hölle zu befreien, bist du in meinem Leibe Mensch geworden — um sie von der ewigen Pein zu erretten, bitte ich dich täglich. Dieser deutsche Mönch, dessen Gnade, die er zwar wenig verdient, ich geschehe es, zu erbitten, ist dein ganzes Paradies zu dir gekommen. Doch aber, weil Petrus mich um seinetwillen ersucht hat, so lasse nicht zu, mein Sohn, daß mich dein Apostel vergeblich solle gebeten haben, und laß ihm den Berdruß nicht widerfahren, seinen Diener verworfen zu sehen. “ — „ Holdselige Mutter, “ antwortete Jesus — „ ich kann Ihnen nichts versagen, Ihr Wille ist auch der Meinige. Lassen Sie hier eintreten, wen Ihnen beliebt, es steht mir bei Ihnen, und ich darf nichts darwider haben. Unterdessen liebe Mutter, weil ich verkündigt habe, ich werde keinen in den Pallast meines Paradieses aufnehmen, der nicht rein und lauter sei; so werden Sie es nicht mißbilligen, daß ich diesen Sünder noch zuvor auf einige Zeit in sein Kloster wiederkehren lasse, damit er Buße thue und sich von seinen Vergehungen bekehre. Wird er dann von seinem Unsat gereinigt seyn, so wollen wir ihn hieher rufen; und dann soll uns nichts abhalten, ihn beide mit gleichem Vergnügen zu empfangen. “ —

Kaum hatte Petrus diese Worte gehört, so lief er eilends, seinen Mönchen zu befreien, dessen Seele die bösen Geister schon in ihrer Gewalt hatten und sie zu peinigen anfiengen. Der Apostel entriß diese Seele den Klauen der Teufel, übergab sie zween Engeln, welche sie in die Hände eines heiligen Mönchen der Abtei lieferten und dieser that sie wieder in den Körper, den sie verlassen hatte, nachdem er ihr den Text ein wenig gelesen hatte. Der Wiedererweckte erzählte hierauf weinend seine ganze Begebenheit seinen Mitbrüdern, welche dadurch einsehen lernten, wie klug die handeln, welche sich die heilige Jungfrau und den heiligen Petrus zu Freunde zu machen suchten.

(3.)  
**Von einem Einsiedler**

der den Hals brach.

**E**in Einsiedler hatte seine Zelle auf einem kleinen Hügel aufgebauet, der nahe an einem Wald lag, in welchem ein Strassenräuber seinen Aufenthalt sich erwählt hatte, um alle Durchreisende zu plündern. Einst begegnete der Mann Gottes diesem Räuber und predigte ihm mit solchem Nachdruck, daß derselbe gerührt zu den Füßen des heiligen Eremiten niederfällt, seine Sünde beichtet und begehrt,

er solle ihm eine Buße auflegen. Der Einsiedler be-  
 fiehlt ihm, niemals zu lügen und seinem Nächsten  
 alle Dienste zu erweisen, die er zu leisten vermö-  
 gend wäre. — Der bußfertige Räuber lehrt voll  
 Reue im Herzen und mit dem besten Entschlusse, die  
 aufgelegte Buße pünktlich zu erfüllen, zurück. Auf  
 seinem Wege durch den Wald, trifft er zween nackte  
 Menschen an, die von andern Räubern geplündert  
 und an einen Baum gebunden waren. Sogleich  
 band er sie los, und indem er dieses that, stach ihm  
 ein Ast ein Auge aus. Doch dies verhinderte ihn  
 nicht sein gutes Werk zu vollenden; ja er gab selbst  
 von seinen Kleidern diesen Unglücklichen, um ihre  
 Blöße zu decken. — Bald hernach erblickte er ei-  
 nen Aufsäzigen, der zu Pferd über einen Fluß set-  
 zen wollte, aber von der Gewalt des Stroms fort-  
 gerissen, in Gefahr war zu ertrinken. Ohne Ver-  
 zug sprang unser reuige Sünder in den Fluß,  
 schwimmt zu dem Unglücklichen, bringt ihn ans  
 Ufer, umarmt ihn, und giebt ihm seine Börse. In  
 eben dem Augenblick erscheinen drei bewaffnete Rei-  
 ter. Ihr Bruder war vor wenigen Tagen von dem  
 Räuber ermordet worden, und nun kamen sie sich  
 zu rächen. An den Ihnen gegebenen Kennzeichen  
 glauben sie den Räuber zu erkennen, fragen ihn mit  
 heftigen Drohungen, ob er der Mörder in diesem  
 Walde ist; der Räuber erinnert sich an die ihm

aufgelegte Pflicht, die Wahrheit niemals zu verschweigen und antwortet ja. Sogleich fallen sie über ihn Her und durchbohren ihn mit ihren Degen. Er stirbt indem er ihnen vergiebt, und die Engel steigen unter Freudengesängen vom Himmel, um seine Seele abzuholen.

Der Eremit sahe diesen feierlichen Triumph und ärgerte sich. „Was“ schreit er: „dieser versuchte Räuber wird für eine oder zwei Stunden der Buße, nachdem er viele Jahre in den größten Lastern durchlebt, von den Engeln in den Himmel getragen; so rechtfertigen ihn dann einige gute Werke? — Ich bin doch wohl ein Narr, daß ich hierher gekommen bin, die schönsten Jahre meines Lebens in der traurigsten Einsamkeit vergraben unter Beten, Fasten und Wachen zu verleben. — Was nützt es mir dreißig Jahre lang diese rauhe Kutte getragen, mich von allen Freuden des Lebens entfernt zu haben? — da man so wolfeil zu dem Genuße des Paradieses gelangen kann? Sei Einsiedler wer will, ich bleib es nicht mehr! — Ich will wieder in die Welt zurückkehren, und wenn ich, des Vergnügens satt, dem Tode werde nahe seyn, so will ich um Vergeltung meiner Sünden bitten, und werde dann auch selig werden, wie dieser Räuber.“ — So sagte er und bemühte sich sein Hüttchen mit den Füßen umzustossen, aber plötzlich verlor er das Gleichge-

wicht, stürzte den Hügel hinunter, starb und ward von den Teufeln in die Hölle getragen.

**Anmerkung.** Ich setzte diese Erzählung hieher um zu zeigen, daß unter so vielem abergläubischen Wust, auch wirklich Stücke wären, freilich nur wenige, in denen eine gesunde Moral vorgetragen wird und die auch unserm Jahrhundert keine Schande machen würde. Wie schön ist nicht die Bekehrung des Räubers geschildert, der sogar einen Auffässigen zu retten nicht zögerte, den sonst auch der Wohlthätigste flohe.

---

### Der Galla-Tag im Paradiese.

---

**G**ott war einst (es war den ersten Oktober) begierig zu wissen, welche von den Seeligen ihn am meisten liebten. Deswegen ließ er sich beikommen über einen Monat, dies wäre also auf den jezigen Allerheiligentag, einen grossen Galla-Tag zu halten. Er rief die Apostel Simon und Judas und befahl ihnen durch alle Wohnungen und \*) Zimmer des Paradieses das bevorstehende Fest

\*) In dem französischen Original heisst es *chambres & dortoirs*, man sieht, daß der Verfasser, als Mönch,

anzurufen und in seinem Namen alle Auserwählte beiderlei Geschlechts einzuladen. Die beiden Apostel versprachen den andern Tag ihren Auftrag zu erfüllen; und wirklich giengen sie den folgenden Morgen bei Tages Anbruch aus, jeder mit einer Schelle in der Hand.

Die erste Wohnung, auf die sie in ihrem Zuge stießen, war die Wohnung der Engel. Diese wunderschöne Geister belustigten sich jetzt mit Spielen und Scherzen. Simon schellte vor der Thüre des Zimmers, um Audienz zu erhalten. Sogleich ward alles stille, die Erzengel Gabriel und Michael, die mit einander rangen, kamen um nach ihrem Begehren zu fragen. Simon lud dann sie und ihre edle Gesellschaft zu dem bevorstehenden Feste auf den Allerheiligentag ein, zu dem Fest, das Gott der Herr geben wolle, und an dem, wie er sagte, viele Wunder geschehen sollten und an dem man den Brunn der Liebe sehen würde. Gabriel dankte im Namen des ganzen Hauses, und versicherte die Botschafter, daß sie es alle für ihre Pflicht hielten zu erscheinen. Die beiden Abgesandten setzten ihren Weg weiter fort und kamen zu der Wohnung der Patriarchen, sich von dem Paradiese einen Begrif nach seinem Kloster zurecht machte, indem er die Zellen, Schlafzimmer, Kreuzgänge u. d. g. täglich sah.

wo sie ebenfalls ihr Einladungs-Geschäft verrichteten. Von da gelangten sie bei den Aposteln an, und nachher kamen sie zu den Märtyrern, zu den Beichtvätern, und endlich zu den unschuldigen Kindern. Diese bewohnen eine abgesonderte und entfernte Gegend. Eben so verrichteten sie ihren Auftrag bei den weiblichen Heiligen. Ihren Besuch fiengen sie zuerst bei der Wohnung der Jungfernschaft an. Hier wohnten lauter reine Jungfrauen, alle mit einem prächtigen Kopfsuz geschmückt, und alle so vollkommen schön, daß die beredteste Zunge nur die Hälfte ihrer Reize zu beschreiben nicht vermögend wäre.

Ein wenig weiter hin, zur Rechten, wohnten die Damen; aber alle so reizend, so liebenswürdig, so voll Annehmlichkeiten und Grazien, daß sie den Jungfrauen an Schönheit beinahe gleich waren. Dieß waren die Wittwen, die aus Liebe zu Jesu, eine zwoote Ehe ausschlugen um nur ihn zum Bräutigam zu haben.

Was soll ich euch sagen? — Kein Heiliger, keine Heilige, weder Eremit noch Mönch wurde vergessen. Alle dankten für die große Ehre, die der Herr ihnen erweisen wolle, und versprachen dem Feste beizuwohnen.

\*) Sollte man nicht fast glauben, der Verfasser habe hier mit Muhammets Pinsel gemalt? —

An dem bestgesetzten Tage, erschien zuerst Gabriel an der Spitze seiner \*) gestügelten Schaar. Cherubinen, Seraphinen, Engel und Erzengel, alle kamen fliegend in den Saal, sprangen in den Lüften und sangen in Chören: Te Deum laudamus. — Jesus saß zu den Füßen seiner Mutter, sie begrüßten ihn, und nahmen, als die leichtesten, ihren Platz im obersten Stotwerk des Saales. Gleich hernach, Abraham, Jacob, Moses, \*\*) Johannes der Täufer und die andern Patriarchen herein und stimmten dies Lied an:

„ Je vis d'amors

„ En bonne espérance \*\*\*)

(Ich leb' in guter Hoffnung, von der Liebe.)

Ihnen folgten die Apostel und sangen:

\*) Nun wissen wir's doch gewiß, daß die Engel Flügel haben, sagt es nicht der begeisterte Mönch, sagen's nicht beinahe alle Maler? —

\*\*) Wieder eine neue Entdeckung — Johannes der Täufer unter den Patriarchen — dafür ist Isaac vergessen.

\*) Diese und alle folgende Bruchstücke von Liedern die der Verfasser seinem Text eingewebt hat, sind aus Volksliedern genommen, die damals bekannt waren und die man noch in verschiedenen Sammlungen aufbewahrt.

„ Ne vos repentez mie  
 „ De loyaument amer:  
 „ Car de bien amer vient folas.

(Laßt euch nicht reuen treu zu lieben, dann aus  
 der treuen Liebe kömmt Vergnügen.)

Dann die Märtyrer:

„ Cil doit bien joie mener  
 „ Qui joie attend des maus qu'il sent.

(Den soll die Freude erfüllen, der aus dem Uebel  
 das er fühlt, Freude erwartet.)

Die Beichtväter sangen:

„ Je ne fui oncques sans amor,  
 „ Ne ja n'iere en ma vie.

(Wie war ich ohne Liebe, und werde in meinem  
 Leben nie es seyn.)

Endlich wiederholten die Unschuldigen:

„ Tout ainsi va  
 „ Qui d'amors vit, qui bien amer  
 (So geht es jedem, der von Liebe lebt und der treu  
 liebet.)

Dann erschienen Katharina, Agnes,  
 Cecilia, Margaretha und die ganze Schaar  
 der Jungfrauen von \*) Magdalenen angeführt.

Ihr Lied war:

\*) Seltsam genug! — Magdalena an der Spitze  
 der reinen Jungfrauen! —

Joyeusement m'en vois à mon ami.

(Voll Freude geh' ich hin zu meinem Freund)

Die Wittwen in einen kostbaren Mantel gehüllt und ihr Kopf mit dem \*) Zeichen ihres Wittwenstandes bedekt, sangen bald stiller, bald lauter:

„ Se j'ai amé folement,  
„ Sage lui; si m'en repent.

(Liebte ich zwar thöricht einst, bin ich doch jetzt weiser und mich reut's.)

Nach ihnen traten die verehlichten Weiber, prächtig gepuzt, an der Hand ihrer Gatten herein und sangen:

„ Ensi doit Dame a'er vers son ami.

(So soll eine Frau ihrem Freunde entgegen gehn.)

Wie diese letzteren herein traten, bückten sie sich vor der heiligen Jungfrau und sprachen: Begrüßet sei st du Maria! — und diese gab ihnen den Segen mit der Hand; dann bückten sie sich vor ihrem Sohn, der sie alle aufmunterte fröhlich zu seyn und sich wohl zu belustigen.

\*) In dem Zeitalter, in dem unser gute Mönch schrieb, trugen die Wittwen, welche auf die Ehe Verzicht thaten und das Gelübde der Keuschheit ablegten, Schleier, wie die Nonnen, und eine besondere Kleidung.

Da alle versammelt waren, befahl Jesus dem Vortner Petrus alle Thore zu verschließen und nur bekannte Leute einzulassen. Der Apostel antwortete hierauf, es wäre alles zugeschlossen und eröffnete das Fest, indem er mit aller Stärke seiner Stimme sang:

„ Vous qui amez, traiez en ça;

„ En là, vous qui n'amez mie.

(Herein Ihr, die ihr liebet, hinaus wer nicht liebet!)

Jesus stand alsdann auf, und, eifrig seine Versammlung angenehm zu erhalten, bat er seine holde Mutter, die Ehre des Fests auf sich zu nehmen, das zur Belustigung der Gesellschaft, für die er gestorben und die ihm auf Erden so treu gedient, gehalten werde. „ Sehr gerne, schönster Sohn!“ — antwortete ihm Maria und stand ebenfalls auf, nahm Magdalena bei der Hand und beide traten in die Mitte des Saals, wo sie sangen:

„ Tuit cil qui font enamourez

„ Viegnent dancier; li autres non.

(Nun mögen alle, die verliebt sind, kommen und tanzen, die andere aber nicht.)

Sogleich mengten sich Engel, Jungfrauen, Damen, Märtyrer, Wittwen, Unschuldige alle untereinander und begannen einen allgemeinen Tanz. Unterdessen flogen einige der schönsten Engel um die

Gesellschaft her, und hauchten derselben von allen Seiten Wohlgerüche zu; und vier Evangelisten, in die vier Winkel des Saales vertheilt, bliesen auf \*) Hörnern verschiedene Arien und sangen darzwischen:

„ Je gart le bos que nus nenport  
 „ Chapel de flors, s'il n'aime.

(Ich bewache den Wald, daß keiner, der nicht liebt, Blumen pflücke.)

Endlich gewann die allgemeine Freude auch Jesum. Er nahm seine Mutter um den andern gleich zu handeln. Maria streifte ihre Rölke zurük, tanzte mit ihm und dann sangen sie, zuerst Maria:

„ Embracez - vous de par amor  
 „ Embracez - vous. \*\*)

(Umarmt euch aus Liebe, umarmt euch.)

Dann Jesus:

„ Que suis - je donc? Regardez - moi;  
 „ Ne me doit - on pas bien amer?

(Wie

\*) Ha, Ha, Ha! Die guten Greise mußten zum Tanze blasen! — Zu den Zeiten unsers Märchendichters blies man auf hölzernen Hörnern bei den Tänzen.

\*\*) Hieraus kann man schließen, wie alt der Gebrauch, seine Tänzerin nach vollbrachtem Tanz zu umarmen, der noch zuweilen und noch an einigen Orten besonders beim Menuet beobachtet wird, sei, da unser Mönch die Jungfrau Maria die ganze Gesellschaft einander zu umarmen aufmuntern läßt.

(Wie bin ich dann, beschauet mich, muß man  
nicht wohl mich lieben.)

Magdalena, durch diese Szene gerührt,  
konnte sich länger nicht halten, sie gieng ihrem Viel-  
geliebten entgegen und sang ihm:

„ Cuer amoureux, cointe & joli

„ Je ne vous doi metre en obli.

(Geliebtes, zärtliches, schönstes Herz, dich will  
ich nie vergessen.)

Je ſu ſ reichte ihr die Hand, ſah ſie mit dem  
liebvollen Blick an, mit welchem er ſie angeſehen,  
als er ihr die Sünden vergab, und antwortete ihr:

„ Je tieng par le doigt ma Mie

„ Si j'en vois plus joliment.

(Ich hatte meine Liebste bei der Hand, und ſo geh'  
ich viel ſchöner.)

Und ſogleich vereinigten alle, die in dem Saal  
waren ihre Stimmen und der Saal erklang von  
dem Lied:

„ Tout li cuer me rit de joie,

„ Quant je vous voi.

(Mir lacht mein ganzes Herz, wenn ich euch ſehe.)

Indem man ſich alſo im Himmel beluſtigte und  
tanzte, brannten tauſende von Seelen im Fegefeuer  
und die Freudenſänge\*), von denen die Himmel

\*) So muß alſo das Fegefeuer ſehr nahe am Himmel  
ſeyn, oder die Himmelsbewohner müßten gar unſinnig  
geſchämt haben. — In den Zimmern (nach unſers  
tes Bändchen.

erschallten, schienen ihre Schmerzen noch zu vermehren. Aus der Mitte der Glut schrien sie unablässig Gott um Barmherzigkeit an, sie winselten und jammerten so laut, daß sie Petrus, der am Thor des Himmels Wache hielt, ohngeachtet des festlichen Jubels \*), doch endlich hörte. Von Mitleiden durchdrungen, eilte der Apostel Gott zu bitten, er möchte die Freude dieses Tages vollkommen machen und die Pein der armen, geplagten Seelen im Fegfeuer zu endigen. Alle andre Heiligen, besonders die Damen und Jungfrauen, das mitleidige Geschlecht, vereinigten ihre Fürsprache mit des Apostels Thürhüters Bitten; aber alle diese Gebitten würden ohne die der heil. Maria unfruchtbar gewesen seyn. Sie wandte sich zu ihrem Sohne, und sprach: „Holdes Kind, höre diejenige, welche dich in ihrem Busen empfing, welche dich mit ihren Brüsten gesäuget und auf ihren Armen getragen. Ob du gleich der König des Himmels bist, darfst du doch nicht vergessen, daß ich deine Mutter bin, und eine Mutter die dich zärtlich geliebt hat. Bei der Freundschaft, die du mir (an deinem Theil) schuldig bist, schönster Sohn, beschwöre ich dich, diesen armen Sündern

Mönchen Begriffen) welche zunächst an das Fegfeuer stossen, wird man ohne Zweifel im Winter das Einheizen ersparen.

\*) Das mag mir e'n Lärm gewesen seyn! —

zu vergeben. Sie sind meine Schwestern und Brüder; und dein Fest würde, so sehr du dich auch bemühest\*), doch nicht vollständig seyn, wann unterdessen Unglückliche leiden, ohne daß du es verhinderst. Ich bitte dich, nur heute und morgen ihre Martern aufzuheben.“ — „Liebe Mutter“ antwortete Jesus „was Sie begehren, soll geschehen. Nicht nur zween, sondern drei Tage Ruhe, verwillige ich ihnen; dann ich will, daß mein ganzes Paradies wisse, daß ich Sie liebe.“ — Dann küßte er ihr die Augen, und purpurnen Mund, der süßer war als die offne Rose. Und in dem Augenblick verlöschten die Flammen des Fegfeuers, und wurden den Leidenden so süß wie Milch.

Diejenigen aber unter den Seelen, deren Zeit der Buße an diesem Tage zu Ende war, erhielten die Erlaubniß dem Feste beizuwohnen. Der Erzengel Michael holte sie ab und kam an ihrer Spitze zurück, singend:

„J'ai joie ramenée ici.

(Ich habe die Freude wieder hieher gebracht.)

Petrus öffnete, ihnen voll Freude, beide Flügel des Thores und sie traten Hand in Hand herein und schienen so weiß, wie der erstgefallene Schnee. Jesus empfing sie mit vieler Huld, alle

§ 2

\*) Nun da hat sie's schlau angegriffen um die Gnade der Fegfeuerbewohner zu erhalten.

umarmten sie und die Mutter Gottes bat sie mit vieler Güte, Theil an dem Fest zu nehmen.

Was Sie hier gelesen haben, meine Herren, beweist Ihnen, warum der Tag Aller Seelen immer den Tag nach dem Allerheiligenfeste gefeiert wird. Ja alle Jahre, an eben diesem Tage, verlöscht die Glut des Fegfeuers zum Gedächtnis dieser erhaltenen Gnade. Erinnern Sie sich aber, meine Herren, daß nur das Fegfeuer dieser Wohlthat genießt, die Verdammten haben keinen Theil daran und leiden das ganze Jahr hindurch ohne Aufhören.

E.

---

## A n h a n g

### zu diesen religiösen Märchen.

Aus unserm Zeitalter. \*)

#### Vorerinnerung.

**V**or kurzer Zeit zog ein berühmter spanischer Priester durch die um Perpignan herumliegende

\*) Wörtlich übersetzt aus dem Courier des Planetes — ohne Zusatz oder Veränderung — folglich nicht Erdichtung aus Intoleranz oder Religionspöttelei, sondern Wahrheit.

Ortschaften und predigte. Da er für einen der größten Theologen galt, der noch dazu Doktor einer der berühmtesten Universitäten Spaniens war, so drang der Ruf seines Eifers und seiner Beredsamkeit über die Pyrenäischen Gebirge bis an die Grenzen von Frankreich und alle Bewohner der französischen Dörfer liefen herzu, um ihn zu hören. Der brave Priester, sagte man, predige gewissenhaft und mehrere Edelleute aus Roussillon wetteiferten theils aus Eifer, theils aus Neugierde ihn in ihren Schlössern zu sehen.

Eines Tags nun predigte er auf einer Landpfarre in Gegenwart des gebietenden Herrn über die Vortreflichkeit des Rosenkranzes; man weiß ja, daß der Rosenkranz der Talisman der spanischen Frömmigkeit ist und nun höre man den Schluß seiner Rede:

### Rosenkranzpredigt.

Hab' ich, meine lieben Brüder! nach Allem, was ich Euch von der Vortreflichkeit und der Kraft des heiligen Rosenkranzes gesagt habe, noch nöthig, Euch Beweise zu geben? Nein, gewiß nicht! Inzwischen will ich doch um euern Geist ganz zum Vertrauen hinzureißen, das Ihr in den Rosenkranz setzen müßt, eine einzige Anekdote unter den Tausenden auswählen, die meinem Satze so wunder-

barerweise zur Stütze dienen. Die Anekdote ist neu, ich habe sie aus der besten Quelle und so hört mir denn aufmerksam zu.

In vorigem Monat starb ein 45-jähriger Mann zu Madrid über einer Todssünde. Um fünf Uhr des Abends ward die Todssünde begangen, um drei Viertel auf Sieben fiel ihm ein Dachziegel auf den Kopf, woran er um halb neun Uhr seinen Geist ohne seine Sünde gebeichtet zu haben, aufgab. Sterben und verdammt seyn, war eins, denn dieß ist das Schicksal derjenigen, die über einer Todssünde dahingerafft werden. Er sah ein schönes Weib bei sich vorübergehen und hatte einige geile Blicke auf ihre Reize fallen lassen. Zwei Sekunden lang nährte er einen bösen Gedanken; es war keine Begierde, meine Brüder, sondern nur ein Gedanke. Nun aber wißt Ihr ja wohl, daß die Gottesgelehrten einen Unterschied machen zwischen Begierde und dem bloßen Gedanken und daß die Sünde der Begierde vier Grade grösser ist, als die des Gedankens; Ihr wißt ferner, daß alle beide, so bald sie freiwillig begangen werden, Todssünden sind — in der Theologie, daß, stirbt man über einer Todssünde dahin, man verdammt ist — in der Theologie. Die Theologie ist unter allen Wissenschaften die sicherste und unfehlbarste. Also kann man gar nicht zweifeln, daß der Mann Qua-

tionis verdammt war, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, es selbst zu werden, denn die Prinzipien der Theologie läugnen, wäre eben so viel, als eine Todsünde begehen.

Dieser unglückselige Mann starb also in verstorbenem Monath um halb neun Uhr zu Madrid; um drei viertel stund er schon vor Gottes Richterstuhl und um neun Uhr des Abends war er in der Hölle. — Verdoppelt ist eure Aufmerksamkeit. Klugheit und christliche Liebe verbieten mir, ihn Euch zu nennen; bloß seinen Taufnamen sollt ihr hören; er nannte sich Joseph. Dieser Joseph nun hatte sich zur Gewohnheit gemacht, alle Tage dreimal seinen Rosenkranz zu beten. Einmal vor seinem Frühstück, das anderemal vor Tisch und das drittemal vor Schlafengehen. Und doch meine Brüder, hör' ich Euch sagen, war er verdammt und betete den Rosenkranz? Wo ist nun die Kraft, die Wirksamkeit des Rosenkranzes, die Sie uns heut drei Viertelstunden auf der Kanzel so hoch angehymnt haben? — Einen Augenblick Geduld, schärfst Eure Aufmerksamkeit bis ans Ende und verdammt mich dann, wenn Ihr könnt. — Die heilige Jungfrau, die diesen Abend sehr geschäftig war, kam sehr spät in ihren Pallast zurück, weil sie wider ihre Gewohnheit auffer demselben, zu Nacht gespeist hatte, denn ihre Wohnung ist die best.

ingerichtete im ganzen Paradies und um zehn Uhr muß alles in derselben schon zu Bette seyn. Man weiß, daß fromme gottesfürchtige Personen sich zeitig zur Ruhe begeben und nie die Gewohnheiten der Weltmenschen nachahmen, die aus dem Tag Nacht und aus der Nacht Tag machen.

Nachdem also die heilige Jungfrau in der Stadt soupiert hatte, denn die Großen sind der Etiquette wegen öfters genöthigt, dergleichen Gastungen beizuwohnen und was ist wohl grösser, als die Königin der Himmel, wenn es nicht etwa Gott selbst ist? nachdem sie, sag' ich, in der Stadt soupiert hatte — es war ein Eheverlöbniß zwischen einem Engel und einer Seraphin, deren Ehekontrakt die gebenedeite Mutter unterschrieben hatte — so kehrte sie, sag' ich, in ihren Pallast etwas später, als gewöhnlich zurück und legte sich, da sie der Schlaf überfiel, sogleich zu Bett, denn dergleichen Unordnungen ist sie nicht gewohnt. Dieß nun war Ursache, daß sie erst den andern Morgen bei ihrem Erwachen den Tod ihres treuen Dieners Joseph und sein klägliches Schicksal erfuhr.

Ihre erste Hofdame überbrachte ihr diese Nachricht, durch die die Himmels Königin frappiert wurde, als hätte sie ein Donnerschlag getroffen. Einen Augenblick blieb sie ganz sprachlos, darauf rief sie, als wäre sie aus einem tiefen Traum

erwacht: „meinen kleinen, himmelblauen geseppten Unterrock, meinen weißgestreiften atlasnen Pelz und geschwind den Wagen vor.“

Gesagt, gethan! Ihre Eifertigkeit, dem Rosenkranzbeter zu Hilf zu kommen, war so groß, daß sie nicht einmal ihre Tasse Chocolate ausschürfte, und dieß wäre doch so nöthig gewesen, um ihren Wagen, der von der gestrigen Mahlzeit verdorben war, wieder herzustellen. Ihr müßt aber nicht glauben, als ob sie sich nur die mindeste Ausschweifung erlaubt hätte, dazu ist die Heiligste aller Heiligen unfähig, aber sie hatte beim Nachtmahl aus Gefälligkeit einen eingemachten Hering gegessen und dieß ist, Abends genossen, eine höchst unverdauliche Speise.

Die Königin der Engel stieg endlich in einer kleinen Bandhaube in den Wagen. „Zu meinem Sohn“, war die Nachricht an den Kutscher. Als sie bei dem Pallast des Königs der Könige vorfuhr und die wachhabende Cherubs ihre Mäjestät im Reglige so frühe schon bei ihrem Sohn erscheinen sahen, wurden sie alle bestürzt. Die heilige Jungfrau tritt in das Schlafgemach des guten Gottes, der noch im Bette lag und so eben im Begriff war, aufzuwachen. Er sieht seine verherlichte Mutter, öfnet voll Erstaunen die Augen und bittet sie, ihm den Beweggrund ihres Besuchs anzugeben.

Schämst du dich nicht, rief ihm die Mutter der Keuschheit mit vieler Wibellaune entgegen. Was? Ohne Rücksicht auf die, die dich unter ihrem Herzen trug, verdammtst du einen der eifrigsten Rosenkranzdiener zum ewigen Feuer? — Ich, meine Mutter? und wann dieß? — Sapperment! gestern Abend gegen 9 Uhr hast du den und den Joseph, der zu Madrid gestorben ist, verdammt. — Wahrscheinlich, weil er's verdiente. — Ach, mein Sohn, ist keine Ausnahme im gegenwärtigen Fall zu machen und wirst du keine besondre Rücksicht auf die nehmen, die meinem Dienst geweiht sind? Wozu hilft es denn, den Gebrauch des Rosenkranzes allen Gläubigen zu empfehlen, wenn dieser Gebrauch, den man ihnen so heilsam herausstreicht, sie nicht vor den ewigen Flammen schützen kann? — — Wie? der Mann hat den Rosenkranz gebetet? — Ob er ihn gebetet hat? Welche Frage! dreimal des Tages und das mit einer beispiellosen Andacht und einer Innbrunst, die ich unzähligemal bewundert habe. — Ach, Vergebung, meine liebe Mutter! sel der gute Gott lebhaft in die Rede, Vergebung, ich — — wuste nichts davon. Im übrigen ist es ja leicht, sich davon zu überzeugen, sagte er ferner, und den Fehler wieder gut zu machen.

Er spricht's und läßt sogleich einen Seraph aus dem Vorzimmer hereintreten, dem er eine Woll-

macht für den Teufel mit der Order gab, den, am Abend vorher verdamnten Joseph, in die Hände des Seraph zu liefern. Dieser läuft nach der Hölle, tritt auf die Bollmacht des Heilandes hinein und bringt den unglücklichen Joseph zurück. Die heilige Jungfrau befehlt, als er vor dem König des Weltalls stand, daß man zum Beweiß dessen, was sie gesagt hatte, die, aus der Hölle gerettete Seele durchsuche. Dieß geschah und man fand in einer ihrer Taschen einen Rosenkranz von unaussprechlicher Länge. Man zog, zog, zog und fand niemals das Ende.

Dieser ungeheure Rosenkranz, den du siehst, sagte der Morgenstern, ist die Vereinigung aller der Rosenkränze, die mein Diener Joseph in seinem Leben gebetet hat und alle zusammen machen ist nur einen einzigen aus. So werden meine treuen Anhänger nach ihrem Tode, für alles, was sie in ihrem Leben für mich gethan, belohnt.

Entzückt über diese Entdeckung, umarmt der gute Gott seine Mutter mit einer Thräne im Auge. Sie haben recht, meine Mutter, sagte er und ich habe unrecht. Man weise dem Joseph eine Stelle im Paradies an! dieß geschah und Joseph wurde aus einem Verdamnten, der er eine Viertelstunde

vorher war, einer der Allerheiligsten. Es war acht Uhr des Morgens, als ihm der heilige Petrus das Thor zum Himmel öffnete; er blieb daher nicht länger, als ohngefähr elf Stunden in der Hölle.

Seht, meine lieben Brüder!, die Kraft des Rosenkranzes! Die Anekdote ist bis auf das letzte Tüpfelgen wahr, ich habe sie von guter Hand und Ihr könnt gewiß nicht läugnen, daß sie sehr geschickt ist, um alles Vertrauen, das der Rosenkranz verdient, in euern Herzen zu entzünden, und Euch in diesem heilsamen Sinn gegen die Mutter Gottes zu erhalten, der Euch auf den sichersten Weg von der Welt in den Hafen des ewigen Glückes hineinführen wird, wohin ich Euch von ganzem Herzen wünsche. Amen! Amen!

W.

---

**Bemerkungen**  
auf einer Reise von Basel nach Berlin.

---

Mürnberg, den — 1790.

Sie sehen, mein lieber Freund! wie eifrig ich in der Erfüllung Ihres Wunsches bin, Ihnen einige von den Bemerkungen mitzutheilen, die sich mir auf meiner Reise aufgedrungen haben. Noch lange bin ich nicht in Berlin, und schon setz' ich mich nieder, um den zweiten Brief an Sie zu schreiben. Den ersten, in Stuttgardt abgeschickt und mit Reflexionen über Basel, Straßburg, Karlsruhe und den letztern Ort angefüllt, werden Sie doch wohl erhalten haben? Aber ich wiederhole es noch einmal, denken Sie ja nicht, daß ich im Sinn habe, Ihnen mehr, als Skizzen zu liefern, denken Sie nicht, daß ich Sie mit Schilderung reizender Gegenden, berühmter Gebäude und überhaupt damit zu unterhalten willens bin, womit so viele Reisebeschreibungen dem Publikum belehrend und angenehm zu werden gesucht haben. Auch würd' ich etwas sehr unnöthiges unternehmen, indem ich Länder zu besuchen willens bin, deren physikalische und politische Beschaffenheit in Schriften so bekannt gemacht worden sind, daß ich entweder schon oft gesagtes wie

berholen, oder Sie mit schiefen Urtheilen quälen müßte. Glaubt ja ohnehin heutzutage jeder, der sich sechs Meilen von seinem Standort entfernt hat, er müsse seine unverdauten Bemerkungen über Gegenstände, die er gesehen und nicht gesehen hat, gedruckt lesen und das so oft schon getäuschte Publikum damit heimsuchen. Das Reisegeld wird freilich, wenigstens zum Theil, dadurch bezahlt, und in der That, ich bin sehr aufgelegt, zu glauben, daß dieser Grund mancher Reisebeschreibung weit eher ihre Existenz giebt, als der innere Drang, das Publikum belehrend zu unterhalten. Freilich kommt die verwerfliche Gewohnheit mancher Buchhändler hinzu, die, um nur etwas neues auf die Messen zu bringen, jedes, noch so unüberdachte Produkt in Verlag nehmen; Sammlungen von Reisen ohne Auswahl und Ordnung in die Welt schicken und so das Publikum täuschen, indem sie die Buchmacher — anders kann ich diese Klasse von Autoren nicht nennen — reizen, ihr Handwerk zum Nachtheil der guten Litteratur fortzutreiben. — Meine Briefe sollen Ihnen demnach nichts mehr und nichts weniger seyn, als freundschaftliche Mittheilung der Dinge, die meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben und die blos kurze Skizzen zur Charakteristik der Völker, die ich kennen lernte, enthalten sollen. Berühre ich hier und da etwas, das die Physiogno-

mie einer Stadt oder eines Landes betrifft, so geschieht es nur deswegen; um mit Ihnen von den Empfindungen sprechen zu können, die dadurch in mir erregt worden sind. Und nun nichts weiter hievon, sondern gerade zur Sache.

Von Stuttgart bis hier rechnet man zwanzig deutsche, Postmeilen aber vier und zwanzig. Die Stationen zwischen beiden Städten heißen: Schorndorf, Schwäbisch Gmünd, Ahlen, Ellwangen, Dünkelsbühl, Feuchtwangen, Aspach und Klosterheimsbrunn. Das schöne, zum Theil so fruchtbare Württemberg ist Ihnen bekannt genug, da Sie es, wie ich weiß, selbst schon durchreist haben. Ein Glück war es aber in der That auch für mich, daß die erste aus beinahe vier Meilen bestehende und also doppelte Station, dem Auge so schön angebaute Flecken, so wohlhabende Ortschaften zur Erquickung darbietet, denn wir hatten — Sie wissen, daß ich mit dem Postwagen reise — das Unglück, von einem Bauern geführt zu werden, der vorher nie die Ehre gehabt hatte, seine Pferde vor einem Kaiserl. Reichs-Postwagen zu kommandiren. Sei es nun, daß dieser Mann glaubte, man müsse mit einem so schwerfälligen und unbeholfenen Dinge, als die Postwägen, besonders die neuen sind, piano zu Werke gehen, weil er etwa sonst schon gesehen haben mag, daß die Bewegung eines mäs-

ſſen , wolbeleibten menschlichen Leichnams nie geſchwind von Statten geht , oder , daß er dafür hielt , die Paſſagier würden , im Fall es ihnen zu ſchlafen belieben ſollte , deſto eher ihren Endzweck erreichen , genug , der Mann fuhr ſo äufferſt langſam , daß man in einem weniger glüklichen Lande und in einer minder vortheilhaften Jahreszeit die Geduld hätte verlieren müſſen. Uiberhaupt muß ich bei dieſer Gelegenheit bemerken , daß nichts unartiger und gewiß auch nichts ſo ſehr gegen den Willen des Fürſten von Taxis iſt , als die Gewohnheit ſo mancher Poſtämter , den Poſtwagen nach ihrer Bequemlichkeit und durch die ſchlechteſten Pferde fortzuſchaffen. Oft iſt man ohne die geringſte andere Urſache , als weil es nicht eher beliebt , genöthigt , mehrere Stunden zu warten , bis man weiter kömmt , ja mir iſt ſogar auf einer dieſer Stationen , die ich jedoch nicht nennen will , begegnet , daß ich zuſehen mußte , wie Extrapoſten , die eine beträchtliche Zeit nach dem Poſtwagen eingetroffen ſind , früher , als dieſer weitergehen konnten , ohne daß die Pferde vorher durch einen ſogenannten Laufzettel beſtellt waren. Dieß aber iſt wider allen Befehl , da bekanntlich die Poſtwagen den Vorrang vor dieſen haben ; demohngeachtet aber wird hierauf gar nicht Rückſicht genommen , wie auch unſer Beiſpiel zeigt , welches um ſo auffallender iſt , da wir mehrere Stunden warten ,  
und

und nachdem verschiedene nach uns eingetroffene Extraposten expedirt waren, erst hören mussten, wie der Posthalter einem seiner Leute befohl, nun nach Bauernpferden für den Postwagen auszulaufen. Werden diese aber nun endlich gefunden, so wird wieder einige Zeit erfordert, bis sie ein wenig Futter verschluckt haben, wozu man ihnen nun freilich wenig Zeit läßt und daher auch selbst Schuld ist, wenn der Passagier sodann mit der Schneckenpost zu fahren glauben muß. Allein was kümmert dieß manchen Posthalter, der zufrieden ist, wenn er nur erst den Wagen aus dem Gesicht hat. Ueberzeugt aber ist dieß ein Mißbrauch, der um so mehr gerügt zu werden verdient, da er so leicht abgeschafft werden könnte, indem der Posthalter ja immer die Zeit weiß, wann der Wagen eintreffen muß und also die Pferde jedesmal parat halten könnte. Viel aber kömmt bei dieser Sache auch auf den jedesmaligen Kondukteur an, dessen schnelles oder langsames Betreiben sehr viel zu dem frühern oder spätern Fortkommen des Wagens beiträgt. Ja ich habe auf mehreren Stationen, wo ich fragte, ob man sich nicht wundere, daß wir so spät kommen, hören müssen, daß der Kondukteur, der uns damals begleitete, nie früher eintreffe. Ueberhaupt gehen auch bei diesem Zweig des Postwesens so grosse und ärgerliche Mißbräuche vor, daß es kaum zu verantwortes Bändchen.

ten ist, wie die guten Absichten des Fürsten so schlecht erreicht werden. Möchte doch dieser Herr so viel Unkosten dran wenden, als nöthig sind, um einige vertraute Personen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Provinzen unerkannt auf dem Postwagen reisen zu lassen. Welche unglaubliche Dinge würde er in ihren Tagebüchern — denn solche müssen sie halten und alle ihre Bemerkungen darein tragen — lesen! Man hat sich gar nicht zu wundern, daß die Postwagen dem Fürsten wenig oder gar nichts eintragen, wenn man weiß, daß ein grosser Theil der Fracht gewöhnlich blos dem Packer bezahlt wird, denn will ich einen anderthalb Zentner schweren Koffer, woran ich ohngefehr 60 Pfund frei habe, ganz frei mit mir nehmen, so hab' ich nichts anders nöthig, als vorher mit dem Packer zu sprechen und diesem etwas mehr, als das gewöhnliche Trinkgeld in die Hand zu drücken, da mir dann alles richtig besorgt wird. Oder will ich auch nicht einmal Passagiergeld bezahlen und — um mich des gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen — blind mitfahren, so wende ich mich nur an den Kondukteur, der mich, sobald er das Posthaus im Rücken hat, gar gerne aufnimmt und an Ort und Stelle dafür sein Trinkgeld empfängt. Daß sich aber die Kondukteurs solche Schritte erlauben und daß sie überhaupt sehr viele Pakete u. d. g.

für eigne Rechnung mitführen, darüber darf man sich nicht wundern, wenn man bedenkt, daß die Besoldung dieser Leute sehr gering ist, wenigstens hat mich einer davon selbst versichert, daß sie nie 300 fl. übersteigt, wohl aber bei manchem das drittel weniger ausmacht.

Seit ein paar Jahren hat man übrigens angefangen, neue, für den Passagier weit bequemer eingerichtete Postwagen zu bauen, die aber von der andern Seite so viel beschwerliches haben, daß die Postillons mit dem größten Mißvergnügen ihre Pferde davor spannen. Letzteres rühret daher, daß die Bauart viel plumper, viel dauerhafter, als bei den ältern und daher die Masse weit schwerer ist. Man hat mit Schmidt und Wagner den Akford getroffen, daß sie jährlich etwas gewisses ziehen, dafür aber die Wagen auf ihre Kosten ausbessern müssen. Um dieß nun so wenig, als möglich thun zu müssen, so ist Holz und Eisenwerk in solcher Dichte und Menge daran, daß der ohnehin grössere Wagen beinahe um die Hälfte schwerer als ein älterer geworden ist. Auch sind die vordern Räder viel zu klein, welches bei schlechten Wegen das Fortkommen unendlich erschwert, davon nicht einmal zu reden, daß die Hauptlast hinten auf dem Wagen liegt, welches gegen alle Grundsätze einer leichten Bewegung ist. Mich wundert sehr, daß

man den Einfall noch nicht gehabt hat, für das Gepäck eigene Wagen zu bauen und dafür die Passagierkutsche so leicht, als möglich einzurichten. Man könnte dafür weit mehr Fracht laden und bräuchte höchstens ein Pferd über die gewöhnliche Anzahl, zu dessen Bezahlung leicht Mittel ausfindig zu machen wären.

Die erste Station war also die ehemalige, nun aber bedeutungslose Beste Schorndorf, wo wir nach langer Übung unserer Geduld endlich ankamen, und in dem, dem Posthaus gegen über liegenden Wirthshaus zum Löwen unser Mittagbrod einnahmen, welches zwar einfach, doch aber ganz gut zubereitet war. Der Wein war inzwischen so sehr verfälscht, daß wir eine Stunde darauf alle über Kopfweh klagten, welche Verfälschung nun um so unverzeihlicher ist, da man so etwas beinahe im Herzen eines an Wein so gesegneten Landes nie sollte befürchten dürfen. Dieser Umstand verstimmt mich so, daß ich, der ich vorn am Schlag saß, die dem schönen Geschlecht so allgemeyn gezollte Höflichkeit so ziemlich vernachlässigte und einem hier zu uns gekommenen Frauenzimmer den Eintritt in den Wagen gänzlich zu erleichtern vergaß. Ueberhaupt ist es eine sehr unbequeme Sache, mit Frauenzimmern auf Postwägen zu reisen. Da ist ein ewiges Rülken und Bewegen;

Bald fehlt es da, bald dort und nie hab' ich noch eine gesehen, die nicht ein paar Schachteln und sonst kleine Pakgen in ihrem Gefolge gehabt hätte. Will man nun zeigen, daß man mit der allgemein eingeführten Galanterie nicht gänzlich unbekannt sei, so preßt man sich in ein möglichst kleines Räumchen hinein und erbietet sich wol gar noch oben drein, einiges von dem Gepät theils auf seine Schoos zu nehmen, theils so zu setzen, daß ihm kein Unfall begegnen kann. Sind sie denn nur wohlgebildet und artig, dann gehts noch so hin, aber wenn dieß, wie es hier der Fall war, nicht ist, so ist's wahrhaftig ein trauriger Zwang, dem man sich auf diese Art unterwerfen muß. Hierzu kam nun noch, daß mir dieses Partikelgen der schönen Welt durch sein Gespräch manchen Seufzer entlockte, denn die Rede kam zufälligerweise auf den höchstseligen Vater G a s n e r, an dessen Wunderthaten sie so steif und fest glaubte, als an die Schönheit ihres langen Haares, womit sie unaufhörlich kokettirte. Eine Menge Kuren, die er in Sulzbach, in der Oberpfalz verrichtet hatte, erzählte sie mir, worunter denn vorzüglich diese bemerkt zu werden verdient, daß er in Beiseyn eines dortigen Arztes den menschlichen Puls, wie dort Josua die Sonne, stille stehen hieß und nach Aussage des Arztes, der es unpartheiisch unter-

sucht haben soll, auch stille stehen machte. Welch' ein Unsinn, werden Sie ausrufen, mein lieber Freund! ja wol, Welch' ein Unsinn! Und doch ist man in vielen katholischen, besonders auch bayerischen Ortschaften bis auf diese Stunde noch von nichts so fest überzeugt, als von der Wahrheit der Wunder dieses Charlatans. Ob Sie, oder ich dem Arzt aber auch nur einen kranken Finger in die Kur geben würden, der so etwas, sei es nun aus wirklicher Überzeugung, oder nur aus bloßer Höflichkeit, bestätigen konnte? Der berühmte Doctor G a s n e r, der gleichfalls Augenzeuge von obiger Gaukelei war, habe, wie mich das gnädige Fräulein, dieß war sie, wie ich in der Folge hörte, versicherte, ein ganz anderes Urtheil hierüber gefällt, allein man war weit aufgelegter, an der Wahrheit der Behauptung dieses Mannes, als an der Wirklichkeit jenes vergeblichen Wunders zu zweifeln. O heilige Aufklärung, wann wirst du einmal mit deinem wohlthätigen Lichte bis in die Köpfe dieser Mirakelsüchtigen Menschen dringen!

Ubrigens wurde auch dießmal meine schon mehrmalen gemachte traurige Erfahrung, daß sich die Pfälzer und Baiern bis in den Tod hassen, durch Beispiele belegt. Die in Sulzbach residirende Mutter des regierenden Herzogs von Zweibrücken wird von einem kleinen Kommando Pfälzer,

welches sie sich von letztem ausgebeten hat, bewacht. Hierüber nun sind die Baiern so aufgebracht, daß beide Völker in ewigem Streit leben und sich, wo sie zusammen kommen, aneinander reiben, wie dann erst neuerlich ein solcher pfälzischer Soldat von einem bayerischen durch einen Streich mit einem Schnupftuch, in welches ein Stein gebunden war, leblos zu Boden gestreckt wurde. Solche Erfahrungen können mich äusserst frappiren, wie denn auch hier der Fall war. Ich wurde stille, machte meine Reflexionen über die Folgen eines so unversöhnlichen Hasses, die gewiß von grosser Bedeutung seyn können und die ich Ihnen weiter zu verfolgen überlassen will. Der Hauptgrund mag in der Verschiedenheit der Religion beider Völker liegen, die — doch ich will Ihnen, wie gesagt, nicht vorgreifen. —

In Schw. Gmünd, wo wie inzwischen hinkamen und wo man beim ersten Anblick inne wird, daß Fabriken da blühen, fand ich an dem Postmeister einen heßdenkenden und artigen Mann, dessen Haus aber dadurch dem Passagier zum unangenehmen Aufenthalt gemacht wird, daß ein, sich immer darinn aufhaltendes altes Weib mit dort gefertigten Galanteriewaren, die eben so wolfeil, als schlecht sind, jeden Ankommenden verfolgt. Ich kaufte, um sie los zu werden, ein paar Uhrketten, die mir

aber schon in der Hand zerbrachen und die ich meinem hiesigen Friseur geschenkt habe, der sie, wie er mir sagte, bereits weggeworfen hat, weil er sie nicht brauchen könne. Ehe wir von diesem Ort abfahren, gieng ich mit einem württembergischen Magister zu einem Apotheker, um meinen durch den Schorndorfer Wein verdorbenen Magen wieder in einige Ordnung zu bringen. Dieser Mann, der mir sehr menschenfreundlich vorkam und gute Kenntnisse zu besitzen schien, handelte so ganz gegen die Grundsätze seiner Kollegen, daß er meinem Begleiter, welcher seinen Rath für die Krankheit eines achtzig jährigen Dorfpredigers, der an einer Aderlaß beinahe geblieben war, einholte, ganz und gar nichts aus seiner Apotheke, sondern ein paar sehr einfache Hausmittel verordnete, mir aber gleichfalls das nicht gab, was ich verlangte, sondern etwas anders, welches nur die Hälfte so viel kostete, dem ohngeachtet aber die beste Wirkung auf meinen Magen hatte. Mir war es leid, daß ich nicht länger um diesen Mann seyn konnte, dessen Namen mir gleichfalls entfallen, der übrigens aber leicht zu finden ist, da er nahe bei der Post in einem Eckhause wohnt.

In Ahlen, das schon ganz anders, als Gmünd und zwar sehr schwarz und traurig aussieht, sprach ich den einzigen Bruder des berühmten Schubart in Stuttgart. Er hält sich außer den Stunden

seiner Arbeit gewöhnlich auf der Post auf, wo er sein Pfeifgen raucht und sich gerne mit den Durchreisenden beschäftigt. In seinen Manieren hat er viel von seinem Bruder, auch etwas von seinem Feuer, das dieser Familie eigen zu seyn scheint. Man sagt, er habe der Stadt schon sehr vielen Vortheil gebracht, welches ich gar gerne glaube, da man ihn als einen sehr rechtschaffenen und arbeitsamen Mann gerühmt hat. Er ist Stadtschreiber und der einzige im Magistrat, der studirt hat. Noch etwas muß ich hier berühren, das vermuthlich dem Fremden das Nachdenken über den Karakter der Einwohner dieses Reichsstädtchens erspahren soll. Es ist nämlich über der Uhr eines kleinen Thurms ein Mannskopf angebracht, der mit einer Tobakspfeife im Mund sich so, wie der Perpendikel in der Uhr sich bewegt, unaufhörlich die Strasse auf und ab sich dreht, um jeden Vorübergehenden bemerken zu können. Ob dieß Symbolum der Neugierde Bezug auf die Einwohner hat, weiß ich nun nicht, so viel aber, daß ich bei unserer Ankunft in Ellwangen, wären mir auch gleich die mit Marienbildern und dergleichen heiligen Figuren bemalte Häuser nicht ins Gesicht gefallen doch an der Menge Bettler, von denen wir verfolgt wurden, gemerkt hätte, daß wir in einen katholischen Ort gekommen sind. Auf der Post, wo es Mühe kostet, bis man

etwas zu essen kriegt, fand ich einige Komödienzettel und hörte, daß eine Schauspielergesellschaft daselbst spiele. So gerne ich diese nun gesehen hätte, denn Sie wissen, mein Freund! wie passionirt ich für dieses Vergnügen bin, so gewiß bin ich überzeugt, daß ich es nicht würde ausgehalten haben, denn aus der Art, wie die Stücke auf den Zetteln empfohlen waren, ließ sich sehr wenig gutes hoffen, indem diese so ganz jenen Flgnerischen Unsinn enthielten, der dem Publikum so oft ein mitleidiges Lachen abendthigt hat. Es ist doch wahrlich traurig, daß Leute, die Schauspieler heißen und also Anspruch auf einen Namen machen wollen, zu dem nur wichtige Talente berechtigen, so gar oft nicht einmal einen grammatikalisch richtigen Perioden tauen, ja oft nicht einmal fehlerfrei schreiben können. Ubrigens nannte sie die Frau Posthalterin gute Aktiver. Hab' ich aber auch gleich das Vergnügen, dieser Leute Kunst bewundern zu können entbehren müssen, so war mir dafür ein anders in Dinkelsbühl gewährt, das mich so traurig unterhielt, als es jene Truppe vielleicht gethan haben würde. Ich fand nämlich bei meiner Ankunft in diese noch so ziemlich gut aussehende Reichstadt auf dem Markt — Jahrmart war es eben — eine Bude aufgeschlagen, worauf ein Marktschreier, nachdem der Hanswurst seine Komödie gespielt und drauf ein bis

chen auf dem Seil getanzet hatte, seine Heilmittel dem leichtglaubigen Pöbel anpries und aufdrang. Mit welchem Unwillen ich dieses Schauspiel ansah, können Sie sich leicht vorstellen, da ich so ganz im Innern überzeugt bin, daß nichts für die Gesundheit des, besonders in Schwaben und den angrenzenden Gegenden, noch etwas rohen Handwerkers und Bauersmannes schädlicher ist, als solche Quacksalber. Wie ist es möglich, daß ein, nur halb helldenkender Magistrat solchen, die Menschheit entehrenden und vergiftenden Mißbrauch dulden, wie ist es möglich, daß er zugeben kann, daß so allgemein verderblich anerkannte Menschen ihr Handwerk noch fortreiben und dem unwissenden Landmann sein Geld auf eine Art abnehmen dürfen, die mit diesem auch noch seine Gesundheit ihm entzieht. Es ist in der That recht sonderbar, wir sind in den neuesten fünf Jahren so reich an Büchern geworden, die zur Aufklärung und Belehrung des gemeinen Mannes geschrieben sind, daß wir beinahe sagen dürfen, das letzte Jahrzehnt sei in der Litteratur das der Bauern und Kinder, wir haben an dem Bekerschen Noth- und Hülfsbüchlein und noch an so mancher andern Schrift einen so vortreflichen Beitrag zur Aufklärung des gemeinen Mannes, und doch ist es kaum glaublich, welche schiefe Grundsätze, welche tolle Vorurtheile man noch unter einer Menge solcher

Leute antrifft, die dazu eingesetzt sind, um jene ge-  
 läuterte Begriffe von dem, was um sie herum vor-  
 geht, um ihnen solche Lehren einzuprägen, die auf  
 ihr physisches und moralisches Wohl einen vortheil-  
 hasten Einfluß haben. Wie oft hat man nicht schon  
 öffentlich vor dem äußerst beträchtlichen Schaden  
 gewarnt, den solche Marktschreier verursachen, wie  
 oft hat man schon Obrigkeiten aufgerufen, diese  
 schädlichen Betrüger nicht länger zu dulden, wie vie-  
 le Mühe hat man sich gegeben, den äußerst nach-  
 theiligen Einfluß, den diese Menschen auf die Ge-  
 sundheit des immer noch ungebildeten Landmanns  
 haben, überzeugend darzuthun und doch findet man  
 leider, daß diese Bemühung in so manchen Gegen-  
 den bisher vergeblich war. Wo liegt der Fehler  
 und wer ist die wirkende Ursache, daß solche heilsa-  
 me Warnungen noch nicht allgemeinen Eindruck ge-  
 macht und den Vortheil bewirkt haben, der durch  
 ihre Beherzigung platterdings erzeugt werden müßte?  
 Soll ich diese Frage beantworten? Nein, mein bes-  
 ter Freund! ich würde mir zu wehe dabei thun,  
 und zudem bin ich überzeugt, daß du die Höhle des  
 Ungehauers, die die Menschheit so sehr brandmarkt,  
 mehr als zu gut kennst. Drinn eilends fort über  
 Feuchtwangen, Anspach, Kl. Heilsbronn nach Nürn-  
 berg. Nichts hat mich mehr gefreut, als die Land-  
 strasse im Anspachischen. Diese ist ganz vortreflich und

noch besser als im Wirtembergischen, wo sie gewiß  
 recht sehr gut ist. Von Viertelstunde zu Viertelstunde  
 findet man eine steinerne Bank, worauf es bemerkt  
 ist, wie weit man von der Hauptstadt des Mark-  
 grafthums entfernt sei. Die Dörfer sehen recht  
 gut aus, wiewol man gar nicht hört, daß die  
 Unterthanen mit ihrem Landesherren zufrieden seien.  
 Ich wunderte mich, als ich diese Bemerkungen  
 machte über die Aeußerungen verschiedener Reisen-  
 den, die von nichts, als schlechten Wegen und  
 elenden Dörfern im Anspachischen sprachen, da  
 doch wahrhaftig beides keinen Grund hat. Dieß  
 muß ich freilich bekennen, daß auf dem Weg von  
 Feuchtwangen nach Nürnberg nur eine Strecke des  
 selben diesseits und jenseits der Hauptstadt vorzüglich  
 gut und mit steinernen Bänken von Viertelstunde zu  
 Viertelstunde besetzt ist, allein Heerstraße bleibt es doch  
 bis Nürnberg, wiewol sie immer schlechter wird,  
 je näher man dieser unglücklichen Reichsstadt kömmt.  
 In Anspach setzte man mir Käse vor, den Milady  
 Craken, des Markgrafen Gesellschafterinn selbst ge-  
 macht haben soll, oder, welches mir wahrscheinlicher  
 dünkt, aus der Milch ihrer, zu ihrem Vergnügen un-  
 terhaltenen Kühe hat machen lassen. Der Fürst hält  
 sich bekanntlich in Triesdorf, einem Landsitz ohnweit  
 Anspach auf, wo diese Dame, vielleicht zum Zeitver-  
 treib, auf solche ökonomische Beschäftigungen ver-

fallen ist. Wahrlich, unschädlicher könnte sie nichts thun und bedenkt man, welchen unglückseligen Einfluß das schöne Geschlecht oft schon auf die Ländereien deutscher Fürsten gehabt haben, so dürfen sich die Unterthanen dieses Herrn glücklich schätzen, daß er gerade diese Neigung gehabt und gerade diese zu befriedigen gesucht hat. Und in der That sie ist nichts weniger, als der Achtung der Anspacher beraubt. Man spricht mit weit größerer Ehrerbietung von ihr als von dem Fürsten selbst. Diesem kann man es gar nicht verzeihen, daß er zur Wiederherstellung der Ordnung in seinen Finanzen an Preussen sich gewendet und von diesem Hof einen Helfer sich ausgebeten hat. Letztern sandte ihm auch Friedrich Wilhelm in der Person seines Geheimraths von Bärensprung, der vom April dieses Jahres an bis zu Anfang Novembers mit eisernem Fleiße gearbeitet und ein Geschäfte geendigt hat, das unter den Händen der Fürstlichen Dienerschaft vielleicht nach mehreren Jahren noch nicht auseinander gesetzt wäre. Die Revolution, die vor einiger Zeit im Ministerium dieses Hofes vorgefallen ist, ist Ihnen, mein Freund, bekannt, drum enthalt' ich mich auch aller Anmerkungen darüber, da ich ohnehin Ihre Gesinnung über diesen Gegenstand schon kenne und sie ganz zu der meinigen gemacht habe. Sollte dieses und das Für-

stenthm Baireuth einmal an Preussen fallen, so möchte freilich manches ein anderes Ansehen bekommen. Ueber Anspach selbst sag' ich gar nichts, da die Stadt, was ihre Physiognomie betrifft, bekannt genug ist. Ich setze mich deswegen in den Postwagen hinein und fahre auf einer sandigten und an Güte immer mehr abnehmenden Chaussee nach Heilsbronn, wo Sie, im Fall Sie einst dahin kommen sollten, ein paar Mädchen in der Post finden werden, deren erster Blick den Wunsch Ihnen abdringen wird, daß ihr guter Genius sie je eher je lieber in Hymens heilige Arme führen möchte.

Von da geht es rasch nach Nürnberg, aus welcher Stadt Sie nächstens mehr hören werden von

Ihrem

\*\*\*

---

Von den Peguanern \*)  
(Aus dem Englischen übersetzt.)

---

Die Einwohner von Pegu haben nervichte Körper, ihr Wuchs erhebt sich nicht über die mittlere Größe, und sie sind überhaupt wohl gewachsen. Ihre schwärzlich braune Farbe hält die Mitte zwischen der Farbe der Sinesen, und der Einwohner von Bengalen, in den Gesichtszügen haben sie viel Aehnlichkeit mit den Malaien; sie haben breite Gesichter, grosse schwarze Augen, eingedrückte Nasen, hohle Backen, und einen weit gespaltenen Mund; sie rasierten sich das ganze Gesicht, und lassen den Bart nur an der Spitze des Kinnes wachsen. Ihre Zähne sind pechschwarz, denn das, was in Europa eckelhaft scheint, ist hier grosse Zierde, und diese Art Schönheit kostet sie oft unendlich viele Mühe.

In den Ohren tragen sie verschiedene Zierrathen, welche sie mit den andern Morgenländern gemein

\*) Aus der Beschreibung von Pegu, die im Jahre 1786 zu Kalkutta in Bengalen in englischer Sprache herausgekommen ist; der Verfasser ist ein Engländer, welcher lange in Peru war.

gemein haben; einer ist dennoch darunter, der diesem Volke eigenthümlich anzugehören scheint; dies ist ein leichtes Plättchen Gold, das in Gestalt einer Düte von der Dicke eines Fingers zusammengerollt, und dann in eine passende Oefnung des Ohrläppchens gesteckt wird.

Die hier entworfene Schilderung paßt hauptsächlich auf die *Birmahs*, oder ursprünglichen Einwohner des Landes *Ava* \*). Da sie unumschränkte Herren der Regierung sind, so sind sie heutzutage in *Pegu* zahlreicher, als jemalen.

Die ursprünglichen Einwohner oder die eigentlichen *Peguaner* haben ovale Gesichter, ihre Züge sind sanfter, und regelmäßiger, und scheinen mehr Vernunft und Schlaueit zu verrathen, als die *Minen* der *Birmahs*, denen sie jedoch sehr ähneln.

Diese *Birmahs*, die stolz darauf sind von den Eroberern *Pegu's* abzustammen, und jetzt mit den Überwundenen vermischt sind, suchen sich noch

\*) *Ava* und *Pegu* stehen jzt unter einem Monarchen. Noch im vorigen Jahrhunderte waren beide Reiche getrennt, und die *Abassis* besaßen *Pegu*, die *Birmahs* hingegen hatten *Ava* inne. Im Jahre 1685 eroberte der König von *Ava* auch *Pegu*, und machte sich dies Land unterwürfig; so blieb es im Jahre 1735 da die *Peguaner* das Joch abwarfen, bald aber wieder von den *Birmahs* unterjocht wurden.

A. D. Übers.

1tes Bändchen.

5

immer von diesen zu unterscheiden. Sie haben deswegen ein besonderes Unterscheidungs-Zeichen, das bei ihnen einen grossen Werth haben muß, wenn man anders dieß aus den Schmerzen, mit welchen diese grausame Operation begleitet ist, schliessen darf. Dieß Zeichen besteht darinnen, daß ihre Schenkel von den Hüften an, bis auf die Kniee kohlschwarz sind. Dieß Zeichen wird ihnen schon in der Kindheit gemacht; nämlich man drückt ein mit lauter enge ineinander stehenden Stacheln besetztes Instrument, das einer Wollkartätsche ziemlich ähnlich ist, so lange auf den Schenkel, bis er ganz blutig ist; dann gießen sie ein Wasser darauf, dessen vorzüglichste Ingredienz Galläpfel sind. Oft folgt ein heftiger Fieber-Anfall auf diese Operation, und die Leute versichern selbst, daß von fünf Kindern immer zwei in den Schmerzen sterben. Personen vom höchsten Range lassen sich mit der nämlichen Verfahrens-Art, Figuren von Tigern und andern Thieren eindrücken.

Aus dem, was ich oben gesagt habe, darf man aber nicht schliessen, als wenn diese Gewohnheit erst zu der Zeit der Eroberung der *Birmah* von *Pegu* aufgekommen wäre, ich glaube im Gegentheil, daß sie sehr alt ist, daß sie aber bei jenem Anlaß erst das Unterscheidungs-Zeichen der Sieger geworden, und daher bei den *Birmah* in solchem

Ansehen steht. Es ist ohne Zweifel schwer den Ursprung dieser seltsamen und gefährlichen Sitte zu finden, die dennoch keine eigenthümliche Mode dieses Volks ist, da man ähnliche Moden bei mehreren Völkern findet. — —

Die Männer haben langes, schwarzes Haar, das auf dem Wirbel des Hauptes festgebunden ist, einige ziehen ein weißes Schnupftuch in Gestalt eines Turbans um den Haarbund her; andere gehen mit unbedeckten, und mit Blumen bekränztem Haupte. Um die Lenden tragen sie einen seidenen, oder baumwollenen Gürtel, der dann auf die Schulter hinauf gehet, und dann wie ein Degengehänge um ihren Oberleib herunterfällt, vornehmere Personen tragen diesen Gürtel viel länger, als das gemeine Volk.

Die Weiber tragen eine Art von sehr kurzem Wämmschen, das den Oberleib bedeckt. Die übrige Kleidung besteht blos aus einem Stück Stoffe, das sie um den Unterleib herumwickeln, und das ihnen bis auf die Fersen herabhänget. Da dieses Kleidungsstück oben offen ist, so verbirgt es dem neugierigen Auge beinahe gar nichts. Diese Mode rührt von einer avantschen Königin her, welche um die Peguaner, die sich von jeher der schändlichsten Unzucht der Päderastie überlieffen, von ihrer verabscheuungswürdigen Neigung abzulenken,

den Weibern befohl, immer in einer solchen Kleidung vor den Männern zu erscheinen, welche fähig wäre die Begierden zu reizen. Dieß Mittel hatte den besten Erfolg, und zum öffentlichen Denkmal der Dankbarkeit für diese Wohlthat ihrer Landesmutter wird diese Mode beibehalten, und noch immer ist das Andenken dieser Fürstinn den Peguanern heilig.

Die Peguaner sind gefällig und höflich gegen die Fremden; sie begegnen ihnen mit einer Offenheit, die gar kein barbarisches Volk ankündigt. Sie lieben im Gegentheil die Fremden und ihre Sitten, sie nehmen sie zu sich in ihre Häuser, gehen ohne Zwang mit ihnen um; suchen mit Vergnügen die Kleidungsart, und das Aeußerliche der Fremden, die sie besuchen, nachzuahmen, und sind entzückt darüber, wenn diese auch dagegen sich zu ihren Sitten und Gebräuchen bequemen. Es ist schwer, den guten Empfang zu schildern, den jeder erwarten darf, der ihnen einen Besuch abstattet. Sie suchen alle Mittel hervor, die Fremden zu vergnügen, und ihre Freude ist unbeschreiblich, wenn sie den guten Erfolg ihrer Bemühungen sehen. — Sie haben gar nichts von dem ernsthaften zeremoniösen Wesen der Morgenländer, und sie führen selbst die Fremden, die sie besuchen, in ihre

Zimmer. Diese Gefälligkeit ist um so schätzbarer, da sie nicht die Wirkung der Furcht seyn kann. Der Fremde ist in ihrer Gewalt, wie sollten sie sich fürchten, da sie noch überdies die beste Meinung von ihrem Muthe und ihrer Tapferkeit haben?

Die Behauptung ist nicht ohne Grund. Die Peguaner sind eine furchtbare Nation; sie sind wirklich tapfer, zahlreich; sie besitzen eine außerordentliche Leibesstärke, und ihre Körper sind zu den größten Strapazen abgehärtet; mit einer besondern Kriegszucht würden sie wahrlich ein respectables Heer ausmachen. — Ihre Waffen sind der Degen, und der Säbel; sie wissen beide mit vieler Geschicklichkeit zu führen. Der Gebrauch des Schießpulvers ist ihnen nicht unbekannt. Mit den Siamesen sind sie immer im Krieg, und haben sie schon oft durch ihre Tapferkeit besiegt. Sie behalten die Kriegsgefangenen, und suchen von ihren Geschicklichkeiten Vortheil zu ziehen. Der größte Theil von denjenigen, welche zu *Angu* \*) auf der Schiffswerfte arbeiten, sind siamesische Kriegsgefangene.

Zu entscheidenden Streichen bedienen sie sich in verzweifeltsten Umständen eines Trupps, den sie

\*) Ein Seebayen in Pegu.

unterhalten, und der aus Verbrechern besteht, die den Tod verdient haben, und die ihn auch wirklich erwarten müssen, wenn sie das Unglück haben, daß ihnen der Streich mißlingt. Dies mag wohl eine seltsame Politik scheinen. Mich dünkt solch ehrloses Gesindel, das keine Liebe fürs Vaterland mehr besitzt, von dem es gebrandmarkt und ausgestossen worden, sollte sich eher dem Feinde übergeben \*)? — Wie kann man einer so unvermeidlichen Verrätherci vorbeugen? — Vielleicht haben sie vertraute Offiziere an ihrer Spitze, deren Gegenwart sie zurückhält, vielleicht belebt sie die Hoffnung auf die Belohnungen, die für den guten Erfolg ihrer Unternehmung bestimmt sind. Man hat mir nichts bestimmtes über diesen Gegenstand gesagt. Dem sei aber auch, wie ihm wolle, diese Gewohnheit ist bei allen orientalischen Fürsten eingeführt. —

\*) Mich dünkt, unser orientalischer Reisebeschreiber urtheile hier etwas schief! —

101

---

## Franz Leguat und seine Gefährten.

Eine ganz wahre Seefahrgeschichte nach Leguats  
eigenem Auffatze erzählt.

**W**em ist der, im Jahr 1685, geschehene Wieder-  
ruf des Edikts von Nantes und seine schauerhaften  
Folgen unbekannt? Auch ich war ein trauriges  
Opfer der fanatischen Wuth, denn ich bekannte mich  
zur reformirten Religion und wollte lieber mein Le-  
ben aufs Spiel setzen, als mich von Grundsätzen  
trennen, bei denen meine Seele vergnügt und mein  
Herz ruhig war. Mein Vaterland mußte ich daher  
verlassen; ich ergriff die Gelegenheit, die sich mir  
darbot, nach dem Lande der Freiheit, nach Holland  
zu kommen willig, und kam im Jahre 1689, da-  
selbst an.

Kaum freute ich mich eine kurze Zeit meiner  
anschätzbaren Freiheit daselbst, als ich ersah, daß  
der Marquis du Quesne die Erlaubniß der General-  
staaten und der Direktion der ostindischen Kompagnie  
erhielt, auf den Mascarenischen Inseln eine neue  
Wohnstätte zu suchen. Man haute zu diesem Ende  
zwei grosse Schiffe zu Amsterdam, auf die alle  
französische Flüchtlinge unentgeltlich aufgenommen  
werden sollten, um jene Kolonie anlegen zu helfen.  
Die Schilderung, die man von der Insel Masca-

renha machte, war so bezaubernd, daß man ihr den Namen Eden gab. Ich beschloß, die Reise mitzumachen und, wäre nur ein Theil von dem, was man sagte, wahr, mein Leben entfernt von dem Getümmel der sich verfolgenden Menschen, in Ruhe daselbst zu beschließen. Ich wurde von den Herren Interessenten gütig aufgenommen und erhielt eine Majoratsstelle auf dem größten Schiff, das man die rechte Hand hieß.

Schon war alles zur Abreise gerüstet und wir warteten nur noch auf guten Wind, als die Nachricht einlief, daß der König von Frankreich eine Eskadre von 7 Schiffen nach dieser Insel abzusenden willens sei. Dieß bewegte den Herrn du Quesne, die Schiffe wieder ausladen zu lassen, um uns nicht unnöthiger weise einer noch grössern Gefahr auszusetzen, als jene, der wir entronnen waren. Um aber das Vorhaben jener Flotille ganz genau zu erfahren, besand er für gut, eine kleine Fregatte auszurüsten und sie auf Kundschaft auszuschicken. Der Kapitain derselben, Antonius Balleau, von der Insel Ne gürtig, wurde mit folgenden Instruktionen versehen:

1) Sollte er die Inseln, die auf dem Wege nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung liegen, hauptsächlich aber die Insel Martin — Bas und Tristan rekognosciren. 2) Sollte er auf dem Kap der guten Hoffnung, wo möglich sichere Nachrichten von der Insel Eden und

der französischen Eskadre einziehen. 3) sollte er, im Fall keine Franzosen auf Mascarenha wären, im Namen des Herrn du Quesne Besitz davon nehmen. 4) sollte er, wäre dieß nicht möglich, bis nach der Insel Diego-Ruys, von den Franzosen Rodrigue genannt, gehen und, im Fall sie mit den zur Errichtung einer Wohnstätte nöthigen Dingen versehen wäre, sie im Namen des erwähnten Marquis in Besitz nehmen. 5) sollte er das Schif zurückschicken, wenn die nothwendigsten Dinge für die, welche auf der Insel zurückbleiben wollten, herausgenommen worden wären, auch eine umständliche Relation von dem Ort, wo man bleiben würde, einzufenden, bis die ganze Kolonie würde angelangt seyn, welches längstens innerhalb zwei Jahren geschehen könnte; da man sich denn der Insel Eden unter dem Schutze der ostindischen Kompagnie bemächtigen wollte.

Das Fahrzeug bekam, seiner Geschwindigkeit wegen, den Namen: die Schwalbe und führte in der Flagge das Wappen des Herrn du Quesne mit den Worten des Pabstes Adriamus: Libertas sine licentia. An Geschütz trug es 6 Stücke und hatte zehn Matrosen.

Die Anzahl der mitreisenden Flüchtlinge war anfangs 25, allein es wurden 15 davon anderes Sinnes, weil sie den Muth verlohren. Wir waren

also noch unserer zehen, deren Namen und Alter ich hier beisetze. Paul Bele, zwanzig, Jacob de la Case, dreißig Jahre alt, beides Kaufmanns Söhne. Johann Testard, ein Spezererhändler, Isaac Boyer, ein Kaufmann, beide 26 Jahre alt; Johann de la Haye, ein Goldschmid, Jacob Guiguer, eines Kaufmanns Sohn, jener 23, dieser 20 Jahre alt; Johann Pagin, ein Proselit, Robert Anselin, eines Tischlers Sohn, dieser in einem Alter von 18 und jener von 30 Jahren; Pierot zwölfjährig und endlich Franz Regnat, ein Edelmann, 52 Jahre alt und zum Oberhaupt der übrigen bestimmt.

Behmüthig über den Verlust von 15 unserer Mitbrüder, die zu gleichem Schicksal mit uns ausersieht zu seyn schienen und uns also Beistand und Trost hätten mittheilen können, unterwarfen wir uns der Leitung Gottes und giengen den 20ten Julius 1696. unter Segel. Bis den 1sten gieng alles ziemlich ruhig, da wir im Angesicht der Orkadischen Inseln, davon wir die mittägigen durchsegeln wollten, um nicht zu weit nach Norden zu kommen, ganz widerigen Wind bekamen, aus Unachtsamkeit des Matrosen, der am Steuerruder stand, von einem starken Sturm fortgeführt und kaum 7 Klafter vom Schiffe einer Klippe gewahr wurden, worüber das Wasser nur einen Fuß hoch gieng. Auf das Geschrei des Matrosen, das uns alle in die größte Bestürzung

setzte, bemühte sich jeder, die Kleider abzuwerfen, um zu versuchen, ob er sich nicht durch Schwimmen retten könne. Wir hatten aber das Glück, dem Schiffbruch zu entgehen, denn das Wasser war auf der Seite der Klippe tief genug und so wurden wir und unser armes Schiffehen gerettet.

Kaum aber hatten wir noch eine Klippe, die uns im Weg lag, vermieden, so bemerkte einer von unsern Matrosen einen französischen Kaper, der mit vollen Segeln auf uns zuellte. Aber auch diesem waren wir glücklich genug zu entgehen, denn sobald wir um das Vorgebirge herumkamen, das uns den Wind benahm, kamen wir ihm aus dem Gesichte, nachdem wir sechs Stunden lang vor ihm gesohlen waren und seinetwegen einen falschen Weg genommen hatten. Wir trösteten uns des besondern Schutzes Gottes, der uns an einem Tage zweimal gerettet hatte, und dankten ihm aus der Fülle unserer Seele dafür.

Wir setzten unsern Weg muthig fort, ergötzten uns an mancherlei Vögeln, die auf unsere Segel fielen, an Fischen und an Meerschweinen, die gleich einer unzählbaren Armee an uns vorbeischwammen. Es schien in der That oft, als hätten sich die letztern in Schlachtordnung gestellt, so gut hielten sie Linie. Wir sahen eine Menge stiegende Fische, die sich, um ihren Feinden in dem Wasser zu entgehen, aus dem

Meere erheben, um den auffer demselben in die Hände zu fallen. Auf diese Art dienen sie zum Sinnbilde einer nie aufhörenden Furcht. Unaufhörlich sind diese arme Thiere in der Flucht begriffen und werden, erheben sie sich über das Meer, von einer grossen Zahl unbarmherziger Vögel verfolgt, die stets bereit sind, sie zu verschlingen, so bald sie in das Element kommen, wo sie ihre Rettung zu finden glaubten. Dafür werden die Fische, die sie im Wasser verfolgen, wieder von den Meeresschweinen ergriffen und so findet man hier eine Abbildung des menschlichen Lebens, wo man in ewiger Gefahr schwebt und wo der Schwache gewöhnlich dem Stärkern unterliegt.

Weil unser Schiff nicht Ballast genug hatte, beschossen wir auf einer Insel des grünen Vorgebirgs welches einzunehmen. Wir landeten an der Salzinsel, wo wir von unsern Flinten und Hunden begleitet, einen Versuch zu jagen machten. Wilde Böcke und Ziegen sahen wir in unzählbarer Menge, denn die Insel ist überaus dürr, ohne Bäume und Gesträuch. Wir schossen etliche Ziegen und ließen sie in der Absicht auf einer Höhe liegen, um sie auf dem Rückweg mitzunehmen.

Ein brennender Durst nöthigte uns, Wasser aufzusuchen. Drei Stunden lang liefen wir herum, ohne anderes, als salziges finden zu können. Auf

der ganzen Insel waren keine schattenbringende Bäume zu sehen und wir also der brennenden Sonnenhize unaufhörlich ausgesetzt. Vergebens gruben wir an mehreren Orten nach Wasser und sahen uns endlich genöthigt, nach unsern getödteten Ziegen zurückzukehren und von da an den Strand wo wir bei Sonnenuntergang in der größten Ermüdung ankamen. Wir fanden einen Theil unsrer Leute auf dem Lande, um Schildkröten zu fangen. Vereinigt mit diesen gruben wir abermals nach süßem Wasser, aber auch dimal vergeblich. Von Hunger und Durst ganz abgemattet legten wir uns bei heranzbrechender Nacht unter dem freien Himmel nieder und suchten für die Mühseligkeiten des Tages Belohnung in einem sanften Schlummer. Aber wie wenig konnten wir diesen finden! Eine abscheuliche Efelsmusik schreckte uns auf, da wir kaum eingeschlafen waren. Mehrere hundert dieser langohrigen Herrn und Damen stellten sich in einen Birkel um uns herum, und schrien so unbarmherzig, daß uns die Ohren davon gellten. Wir konnten sie gar nicht loswerden, bis wir mitschrien und einigemal unter sie schossen, da sie denn ihren Rückzug nahmen und uns dadurch erlaubten, unsere, so häßlich unterbrochene Ruhe wieder zu suchen.

Kaum aber hatten uns jene den Rücken und wir uns wieder gegen die Erde gekehrt, als sich ei-

ne andre Schaar eben so artiger Gefellen einstellte und uns mit ihren melodischen Tönen aufwarteten. Diese brachten noch ein Regiment von mehr als 500. Böcken mit und da gab es denn ein Geschrei, daß ich in meinem Leben nichts unangenehmeres gehört habe. Endlich zogen auch diese ab. Statt aber von neuem Schlaf zu suchen, hielten wir für gut, dieser galanten Gesellschaft zu folgen, weil wir dafür hielten, daß sie sich nach einem Quell süßen Wassers hinbegeben und uns also einen Dienst leisten würden, der uns bestimmen könnte, ihnen den widrigen Ohrenschmans, womit sie uns regalirt hatten, zu vergeben. Und in der That, wir schlossen nicht fehl; ein Theil dieser Thiere lief nach einer niedrigen Gegend hin, wo es Wasser hatte, von welchem sie tranken. Wie groß unsere Freude hierüber war, kann man sich wol denken! Mit unglaublicher Geschwindigkeit suchten wir davon zu trinken, aber, o Himmel! auch dieses war gesalzen und jenen armen Thieren, die es von Jugend auf getrunken hatten, aus Gewohnheit und aus Noth genießbar.

Mit der größten Betrübnisß kehrten wir um und beschlossen, da der Tag anzubrechen begann, einige Keulen Volkfleisch zu braten. Ziegenfleisch kann ich es nicht nennen, denn diesen Namen verdient es nicht. Aus Mangel an Holz suchten wir

Eis- und Pferdemit zusammen, legten das nach Art des Torfes übereinander, hiengen das Fleisch an Stricke und dreheten es so lange herum, bis es un-  
 eßbar zu seyn schien. Aber was war das für Fleisch! welch ein häßlicher Geschmat, welch ein abscheulicher Gestank! Alles empört sich in meinem Innern, wenn ich nur daran denke. Ekelhafteres kann es zwischen Himmel und Erde nichts geben und doch — o was ist der Hunger für ein guter Koch — schienen unsere Zähne unwillkürlich darnach zu gelüsten. Als hätten wir den bestzugerichteten Kalberbraten oder noch etwas kostbareres vor uns gehabt, so emsig bissen wir hinein, zernagten die Knochen und verschlangen alles, was wir konnten.

Man werse uns nicht vor, daß es thöricht von uns war, so lange auf dieser wüsten Insel zu bleiben, da wir ja in unser Schif gehen und dort viel bequemer und besser essen, trinken und schlafen konnten. Dieß hätten wir freilich gerne gethan, wenn es uns möglich gewesen wäre, allein die Schaluppe, die uns ans Land gesetzt hatte, war wieder zu dem Schif zurückgefahren und unsere Kameraden dachten nicht, daß wir ein so armseliges Leben auf der Insel führen mußten, darum zögerten sie mit dem Abholen. Endlich aber kamen sie doch und machten unserm Elend ein Ende.

Unser

Unser Weg gieng nun nach den Inseln Martin Was, die wir auch, ohne daß uns etwas besonders merkwürdiges begegnet wäre, zu Gesicht bekamen. Einige kleine Stürme hatten wir auszustehen, eh wir an die Linie kamen. Wir passirten letztere den 23ten Nov. und mußten uns da einem närrischen Gebrauch unterwerfen, dem man sich nur durch Geld entziehen kann. Die Matrosen nennen diesen Gebrauch: das Tauffen, und beobachteten dabei folgende Methode:

Einer von ihnen hieng die häßlichsten Lumpen um, die er zusammen bringen konnte, umgürtete sich mit einem Strik, machte sich eine Peruke und einen Bart von Hanf und schwärzte sich das Gesicht mit Kirruß. So ausgeschmückt trat er auf den Oberlof des Schiffes, hatte in der einen Hand eine Seefarte und in der andern einen Säbel und Schwärze. Hinter ihm her kamen seine Kameraden in eben so zierlicher Kleidung, als er. Der eine hatte einen Kof, der andere eine Pfanne, der dritte einen Kessel, der vierte ein Klößgen u. s. w. womit sie eine beinahe eben so angenehme Musik machten, als die war, mit der wir auf der Salzinsel regalirt wurden.

Drauf wurde jeder, der die Linie noch nicht passirt hatte, herbeigerufen, auf den Rand einer Wanne voller Wasser sich zu setzen, die Hand auf eine

eine Seekarte zu legen und zu versprechen genöthigt, künftig bei gleicher Gelegenheit mit andern eben das vorzunehmen, was man ihm jzt zumuthete. Man machte ihm mit der Schwärze ein Zeichen auf die Stirne, wusch ihm das Gesicht mit Seewasser und fragte ihn, ob er etwas zum Vertrinken hergeben wolle, da man ihn denn mit weitem Dingen verschonen würde? Diejenigen nun, die etwas hinreichten, wurden sogleich losgelassen, ja einigen die besonders freigebig waren, das unangenehme Vorspiel geschenkt. Die andern wurden rüklings in die Banne gestossen, mit dem Schiffsbesen wohl abgefegt und allem Vermuthen nach länger darinn zu liegen gezwungen, als ihnen lieb seyn mochte. Ich kaufte mich durch einen Reichthaler von diesem verdrießlichen Manövre los. — Da inzwischen weder die Fregatte, noch die Schaluppe jemals die Linie passirt hatten, so verlangten die Matrosen, daß sich alles diesem Gebrauch unterwerfen oder der Kapitain seine Börse Preis geben sollte, welches er auch that. Geschieht keines von Beiden, sagten die Matrosen, so haben wir das Recht, dem Schif die Nase abzuschneiden. Das Geld, das sie auf diese Art zusammenbrachten, sollte bei erster Gelegenheit von der ganzen Schiffs-  
equipage verschmaußt werden. —

ites Bändchen.

3

Als wir den Inseln Martin Was ganz nahe waren, so erinnerten wir den Kapitain an seinen Befehl, uns da anlanden und sie, seiner Instruktion gemäß, durchsuchen zu lassen. Er wollte dieß aber nicht thun und gab vor, es könne nicht seyn, weil die Querschölzer am vordern Mast zerbrochen wären und wir also gezwungen seyn würden, stets laviren zu müssen. Ob wir ihm nun gleich das unzureichende dieses Vorgebens zeigten, so änderte er doch seinen Lauf und steuerte nach der Insel Tristan d'Acugna, die unter dem 37ten Grad Süder Breite liegt.

Auf dieser Reise sahen wir eine Menge Wallfische von ungeheurer Größe. Sie spielten auf dem Wasser mit einer solchen Geschwindigkeit, als ein Vogel in der Luft fliegen kann. Einer darunter war so groß, daß er auf der stillen und glatten See zuweilen eine kleine Insel mit einem Berge darauf vorzustellen schien. Gewiß, der außerordentlich große halbe Kinnbalken, dem man die Ehre erwiesen hat, ihn zu London an die Mauer des Pallastes St. James hinzuhängen, ist von keinem größern Unthiere gewesen! Auch nahte sich einer unserm Schiffe, um sich, wie ich glaube, daran zu reiben, welches er auch so heftig that, daß er die Haut durchstieß und das ganze Schif dadurch erschütterte. Wir sahen ihn, da er wieder von uns wegschwamm, voller Blut.

Als wir auf die Höhe der Insel Tristan kamen, drehten wir uns nach Osten, um auf dieser Seite eine Landung zu versuchen. Ein dicker Nebel aber, der sechs Tage lang dauerte, verhinderte und zwang uns, immer zu laviren, um weder zu nahe an die Insel hinzukommen, noch uns zu weit davon zu entfernen.

Da aber der Nebel gar nicht wegzugehen schien, so beschloffen wir, uns des guten Windes den wir hatten, zu bedienen, um an das Vorgebirg der guten Hofnung zu kommen. Kaum aber waren wir sechs Stunden in dieser Absicht gesegelt, so blies der Wind um und bestimmte den Kapitain, von neuem eine Landung auf Tristan zu versuchen. Wir kamen auch hin, liefen auf der Ostseite von Norden gegen Süden an der Küste hin, konnten aber keinen Platz zum Anker finden. Wir überzeugten uns, daß des Kapitains Karte falsch war und da dieser nicht Lust hatte, uns ans Land zu setzen, so suchte er uns zu überreden, man könne gar nicht an die Insel kommen. Allein wir bemerkten auf der Karte, die unser Gefährte Testart hatte, das Gegentheil; wir baten deswegen den Kapitain, mehr Fleiß anzuwenden, da wir ohnehin alle anstengen, Noth an unserer Gesundheit zu leiden, allein er that es nicht, sondern wandte sich wieder nach dem Kap zu. Wir hatten, eh wir

hinkamen, einen starken Wind und Regen anzusehen. Die Wellen erhoben sich beinahe so hoch, als die Mastbäume waren und der Regen fiel in solcher Menge auf den Schiffsboden, daß unser kleiner Junge ertrunken wäre, hätte man ihn nicht noch frühzeitig genug gerettet. Alle waren wir äusserst vom Storbüt geplagt und deswegen freute es uns um so mehr, als wir endlich den 26 Jan. 1691 in die Bucht einlaufen und Anker werfen konnten.

Ob nun gleich diese Bucht sehr gut zu seyn scheint, da sie sehr groß, auf einer Seite mit einer Reihe Bergen und auf der andern mit einem langen Damm von Erde umgeben ist, so wird es doch oft äusserst unsicher darinn, denn die Seewinde rasen sehr heftig hier und werfen die Schiffe, da der Ankergrund nicht der beste ist, oft an die Küste. Der eine an der Ecke des Kaps liegende Berg, ist sehr oft Ursache, daß die Schiffe plötzlich in die äusserste Gefahr gerathen und hat daher den Namen, Teufelsberg bekommen.

Man sagt, daß, als Paul Diaz, den König Johann der II. von Portugall 1493 auf Entdeckungen ausschickte, erzählte, es seie der wüthenden Stürme wegen keine Landung daselbst möglich, weswegen er es auch das Sturm-Kap genannt, dieser König geantwortet habe, man müsse nicht

gleich den Muth sinken lassen, weswegen er befehle, daß ihm der Name: Kap der guten Hoffnung beigelegt werde.

Wir trafen hier mehrere holländische, ein englisches und ein dänisches Schif an. Da unser Geschütz noch unten im Schif war, so konnten wir unsern Gruß nicht, wie gewöhnlich, gleich, sondern erst den andern Morgen ablegen. Glücklich waren wir genug dabei, denn das eine Stük war noch von Leyel aus scharf geladen, waran niemand mehr dachte. Die Kugel schlug an die Mauer der Festung, nachdem sie mitten durch dreißig Personen und einem Sergeanten nahe am Kopf hingestogen war. Wir kamen mit einem derben Verweis davon, worüber wir sehr zufrieden waren. Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein, in der Beschreibung, die Lambert von der Provinz Kent herausgab, gelesen zu haben, daß eine eben so unhöfliche Begrüßungskugel einst durch das königliche Schloß zu Greenwich durchgefahren sei und bei der Königin Maria Ohren vorbeigepiffen habe. Solche Ehrenbezeugungen gefallen aber königlichen Personen schwerlich und unser Sergeant möchte wohl in dieser Sache gleich königliche Gedanken gehabt haben.

Wir übergaben dem Gouverneur unsere Briefe, der uns anfänglich, wie wir es auch wohl ver-

dient hatten, gar nicht gut aufnahm, doch aber in der Folge höflicher begegnete. Darauf suchten wir die nöthigen Erkundigungen wegen der Insel Mascarinha und der französischen Eskadre einzuziehen, konnten aber nichts bestimmtes erfahren. So viel hörten wir übrigens, daß die Insel so fruchtbar und reizend, als möglich sei, und daß alles, was der Mensch nöthig habe ohne Mühe und im Ueberfluß darauf zu finden wäre. Wir beschloffen daher, nach der nicht weit davon liegenden Insel Mauritii zu segeln, wo wir weitere Rundschaft einziehen zu können glaubten.

Drei Wochen blieben wir auf dem Kap, pflegten unserer Gesundheit und ließen unser Schiff wieder ausbessern. Als wir alle wieder munter und mit dem Nothdürftigen versehen waren, nahmen wir den 5ten Februar 1691 mit fünf Schüssen Abschied von der Festung und segelten ab, ob uns gleich der Wind nicht eigentlich günstig war. Wir suchten das Cap des Aigilles hinter uns zu bekommen, hatten immer veränderlichen Wind bis den 15ten Merz, da wir auf der Höhe von 40 Grad alle Anzeigen eines grossen Sturmes bemerkten.

Plötzlich erhob sich der Wind, das Meer schäumte und gleich Bergen erhoben sich die Wellen. Sie kamen uns höher vor, als unsere Mastbäume. Ein Feuer schien die Luft und der Blitz verblens-

nete uns so, daß wir kaum mehr die fürchterlichen Wasserwogen sehen konnten, die unaufhörlich über unser Schif hinstürzten. Schrecklich war die Unordnung auf dem Schif, das mit einer unglaublichen Geschwindigkeit fortgeschleudert wurde. Koffer, Gewehre, Betten, Matrosen und andere Personen wälzten sich erbärmlich untereinander herum und der Himmel, der vorher ein Feuer zu seyn schien, ward auf einmal ganz schwarz und ließ ganze Ströme von Regen herabstürzen so daß es schien, als sollten die, welche das Schif zu lenken suchten, ersäuft werden.

Auf dem obersten Berdet stand das Wasser immer einen Fuß hoch; denn auch die See goß welches und mehr hinein, als ablaufen konnte. Was unsern Schrecken, unsere Angst aber verdoppelte, war, daß ein Wind nach und nach immer heftiger zu toben anfieng, dem alle übrigen folgten und sich mit einer Raserei untereinander vermischten, daß unser armes Schifchen gleich einem Ball bald zum Himmel hinstog, bald in den tiefsten Abgrund versenkt wurde.

Zehen Stunden lang dauerte dieses fürchterliche Ungewitter, in welcher Zeit der Wind um den ganzen Kompaß herumliief und es uns zur Unmöglichkeit machte, das Fahrzeug zu lenken, das wir

der Gewalt und der Führung der Wellen überlassen mußten.

Endlich legte sich der Sturm etwas und unsere Hoffnung ward wieder lebendig. Einer wünschte dem andern mit einer unbeschreiblichen Freude, die ihm auf dem Gesicht glühte, Glück und alle sanken wir auf die Knie hin, beteten und dankten Gott, daß er uns mitten in so grosser Noth erhalten hatte.

Als wir uns ein wenig wieder erholt, die grausamen Stosswinde auch aufgehört hatten, achteten wir die noch äusserst hochgehende Wellen gleich einem Kinderspiel, ob es gleich schien, als wollten sie uns in jedem Augenblick verschlingen. Wir unterhielten uns lange von der fast unglaublichen Stärke der Luft, die dem Ansehen nach so schwach, so leicht, fast nichts ist und doch, kömmt sie erst in Bewegung, so fürchterliche Wirkungen hervorbringt, Bäume ausreißt, Schiffe zerschmettert und ganze Häuser zusammenstürzt. Dem Sturm wußten wir keinen andern Namen, als den eines Orkans zu geben, über dessen Vorboten wir uns hoch verwunderten, denn dieser pflegt immer eine vollkommene Windstille zu seyn. Die See ist ganz und gar ruhig, alle, auch die geringsten Bewegungen hören auf und ihre Oberfläche ist wie ein Spiegel.

Den 3ten April sahen wir das Land. Herr Gott, Welch' eine glückliche Nachricht war das!

Ich glaubte, den Matrosen, der es uns zuerst zuschrie, umarmen zu müssen, so wol war mir dabei uns Herz. — Was es aber für ein Land war, wußten wir nicht, denn wir hatten den Nordwind verlohren. Doch schmeichelten wir uns mit der süßen Hofnung, es würde die Insel Eden seyn und sahen uns schon im Geiste als Bewohner dieses glücklichen Eilandes, wo wir von unsern Gefahren ausruhen und unsere Tage in Freuden beschließen könnten. Der Wind widerstand uns abermal aufs heftigste und suchte uns davon abzutreiben, aber wir stritten so kräftig, so unermüdet wider ihn, daß wir seine Hartnäckigkeit besiegten und endlich diesem unbekanntem Land uns näherten, das bei genauer Untersuchung wirklich das war, welches wir suchten.

Von ferne schon dufteten uns Wohlgerüche entgegen. Die Luft war wie balsamirt von Citronen und Pomeranzengerüchen und die Insel selbst bot unsern Augen das angenehmste Schauspiel dar. Gegen die Mitte erhoben sich einige Berge, der gegen uns über liegende Theil schien fast ganz gleich und eben. Gebüsch, Bäche und mit wunderschönem Grase bewachsene Wiesen wechselten auf die amüthigste Art mit einander ab und erregten eine Freude in uns, die nur dem Verlangen, bald an dieser Insel landen und alles näher sehen zu können, an Größe

wich. Pläne zu duzzenden durchkreuzten schon mein Gehirn, alles Elend, das ich auf meiner beschwerlichen Reise ausgestanden hatte, war schon vergessen und mein ganzes Ich nur ein Vorgefühl der Seligkeiten, die ich auf dieser Insel mit meinen Gefährten genießen zu können mir schmeichelte. Aber wie sehr täuschte ich mich in meinen Hoffnungen und wie unrecht that ich, mich über den baldigen Besitz eines Gutes zu freuen, das mir im nämlichen Augenblick entrisen wurde, da ich es umfassen zu dürfen wähnte. Menschen, Menschen, überlaßt euch euren Gefühlen nie zu unbeschränkt, den traurigen, den erquickenden nicht! Glaubt eurem Mitbruder, der mehr als einmal die Erfahrung gemacht hat, daß man oft da, wo man seiner Zufriedenheit am nächsten zu seyn glaubt, am weitesten von ihr entfernt ist. Seid ihr glücklich, so genießt euer Glück nie anders, als wenn es in jedem Augenblick von euch weichen könnte; unglücklich, so verzweifelt nicht, denn ich habe wohl eher erlebt, daß da die Hilfe am nächsten war, wo man sich ohne Rettung verlohren hielt. Laßt euch nie durch den Vorgeschnal eines zu erwartenden Glückes zu sehr hinreißen, nie durch den eines geahndeten traurigen Geschicks zu sehr beugen; beides ist nicht gut, denn das erstere schwindet oft, wenn ihr es schon zu besitzen wähnt und dann murret ihr und werdet trau-

rig, das letztere aber hat nicht selten nur halb so viel fürchterliches, als ihr glaubtet und da müßt ihr über euch zürnen, daß ihr euch das Leben so unnöthig verbittert habt.

So sehr wir alle von dieser reizenden Insel bezaubert und voller Begierde waren, sie zu betreten, so unangenehm war dieß unserm Kapitain, dessen Absicht es gar nicht war, uns hier landen zu lassen und der auch gar nicht glaubte, daß uns der Sturm so nahe dahin geführt hatte, denn er hielt sich wenigstens 40. Meilen davon entfernt, als wir sie entdeckten. Auch war er überaus bestürzt, als der Steuermann rief, er sehe Land und, wie er meine, das, welches wir suchten. Warum unser Kapitain so gegen uns handelte, will ich nicht untersuchen, ich müthmase nur, allein die Ursache mag gewesen seyn, welche es wolle, so bediente sich der Betrüger, der Niederträchtige unsers Unvermögens, uns von hier weg nach Diego Ruys zu bringen.

Das Schiffsvolk überredete er dazu und wir, die wir alle wieder krank waren, konnten ihn nicht zwingen, seinen Befehlen nachzuleben. Wir mußten also einwilligen und nun denke man sich unsern Kummer und unsere Bestürzung. Ach mir war es, als hätte ich mich von mir selbst trennen müssen!

Freilich gab sich der Elende alle Mühe, uns zu überreden, er werde uns an einen weit schönern

und bessern Ort bringen, an einen Ort, wo wir den Augenblick vergessen würden, was uns hier zu verlassen so wehe that. Diese Insel lag nur 150 Meilen von hier, allein der Wind war uns so zuwider, daß wir einen ganzen Monat lang nur zu laviren hatten.

Der arme Johann Vagni starb um diese Zeit am Skorbut und einer Krankheit im Unterleibe, woran er viel ausgestanden hatte.

Endlich sahen wir den 25ten Merz bei sehr schönem Wetter abermals Land. Es war die kleine Insel Diego-Ruys, wo unser Kapitain uns aussetzen wollte. Wir kamen auf der Ostseite an, giengen aber immer weiter nach Süden, denn es schien sehr schwer, da zu landen, wegen der vielen verborgenen Klippen, die rund herum liegen und sich auch weit in die See hinein erstrecken. Nachdem wir mehrere Tage lang vergeblich zu landen gesucht, auch eine große Gefahr glücklich vermieden hatten, indem uns ein heftiger Strom bei einer gänzlichen Windstille zwischen die vor uns gelegenen Klippen geführt und uns beinahe unmöglich gemacht hatte, der Scheiterung zu entgehen, so warfen wir endlich den 30ten April ganz früh die Anker auf einem guten leimichten Sandgrund, wo man vor den Ost- und Südostwinden, die hier am häufigsten wehen, ganz sicher seyn konnte.

Die Insel kam uns ferne und nahe schön vor und der Kapitain, der uns gerade hier haben wollte, ermangelte nicht, uns die Annehmlichkeiten derselben auf alle mögliche Weise herauszufreichen, allein so lieblich sie auch zu seyn schien, so war sie doch gewiß kein Eden. Auch kam uns hier kein so köstlicher Blumengeruch entgegen, wie dort und keiner von uns ließ sich einfallen, zu glauben, daß wir hier einen Ersatz für das finden würden, was wir dort zurückgelassen hatten. Inzwischen war der Anblick dieser Insel, wie ich schon einmal gesagt habe, sehr schön und ich bin gar nicht in Abrede, daß, hätten wir Eden nicht gesehen, dieses Eiland uns reizender als irgend etwas, erschienen haben würde. Wir konnten die kleinen Hügel, aus welchen sie schien zusammengesetzt zu seyn, nicht genug betrachten, so reichlich sind sie überall mit grossen, schönen Bäumen übersät. Die von ihnen herabfließende Bäche fielen in kleine Thäler, an deren Fruchtbarkeit man gar nicht zweifeln durfte, und durchschlängelten das flache Land, von wo sie sich vor unsern Augen in die See stürzten.

Lieber Gott, dacht ich, wie spielt das Schicksal mit dem Menschen! In unserm Vaterlande wurden wir zu Grund gerichtet, verfolgt, durch wunderbare Wege daraus weg und diesem Paradiese gegenüber geführt, wo wir wieder reich, frei

und glücklich, vielleicht glücklicher noch werden konnten, als es auf den väterlichen Fluren nie geschehen wäre. Wir durften ja hier nur die elenden Bedürfnisse, die den Menschen so sehr quälen und seine Glückseligkeit nur hindern, verachten, ein ruhiges Leben wählen, Gott loben und unsere Zufriedenheit war so gewiß, als sie es da nie hätte seyn können, wo der Mensch des Menschen Noththeil und einer immer die Quelle ist, aus der des andern Kummer sießt.

Unter diesen Gedanken sah ich die Schaluppe in See setzen. Man fragte, wer an das Land fahren wollte. Die Antwort kann man sich leicht denken, denn wer sollte nicht mit hüpfendem Herzen: Ich! Ich! gerufen haben, da keiner ein größeres Verlangen hatte, als wieder Erde unter seinen Füßen zu sehen! Alle erhoben sich demnach in der größten Geschwindigkeit und doch war keiner von uns gesund und im Stande, sich lange aufrecht zu erhalten. Jeder eilte in die Schaluppe, nur ich blieb, als ich sah, daß sie ganz voll war und weil ich mich nicht hindrängen und als der älteste keinem seine Freude vergällen wollte, halb traurig und halb fröhlich den ganzen übrigen Tag, in mich selbst versunken, auf dem Schif zurük.

Gegen Abend kam der Kapitain und erzählte mir Wunderdinge; aber er machte, wie ich in der

Folge wohl einfach, alles grösser, als es war. Er sprach von Thieren und Früchten, die ich niemals auf der Insel gefunden habe. Inzwischen brachte er mir einige schöne fette Vögel mit, von denen ich eine geschmackvolle Mahlzeit hielt.

Den andern Tag, als den ersten Mai stieg ich auch ans Land und begab mich zu meinen Gefährten.

Der Name dieser Insel ist Diego-Ruys oder Rodrigo. Sie liegt unter dem 19ten Grad südlicher Breite und ihr Umfang beträgt ungefähr 20 Meilen.

Unweit der See, in N. Nordwesten liessen wir uns nieder in einem schönen Thale, nahe an einem grossen Bache, dessen Wasser klar und gut ist. Wir durchzogen zwar vorher die ganze Insel, doch aber gaben wir dem Platz, wo uns die Vorsehung zuerst hingeführt hatte, den Vorzug und bauten da unsere Wohnungen.

Mitten in der Insel entspringt ein kleiner Fluss, 4 = 5000. gemeine Schritte oberhalb unsern Hütten und bildet, indem das Wasser von Fels auf Fels herunterstürzt, so angenehme Springwerke, als sie gewiss in vielen fürstlichen Gärten nicht zu finden sind.

Peter Thomas, einer von unsern Steuerleuten, von dem ich noch mehr zu reden Gelegenheit finden werde, wollte die kleine Insel, die der Fluss macht,

bewohnen. Er baute sich daher eine Hütte, einen kleinen Garten und zu beiden Seiten eine Brücke. Er war ein sehr guter Mensch. Trat das Wasser aus, so kroch er in einen hohlen Baum. Hier fiel mir oft König Karl II. von England ein, als er sich zu Boscobel in der berühmten Eiche, die noch heutzutage in Ehren gehalten wird, versteckt hielt. Anstatt aber, daß der König mit seinem Begleiter Sorgenfrei oder Careless, in der Folge Carlos entweder gar nicht, oder doch ganz leise sprach, so bließ dagegen Meister Thomas auf der Flöte, oder redete frei und ohne Furcht mit seinen Freunden. Er war der einzige unter uns, der Tobak rauchte und als er keinen mehr hatte, so rauchte er Blätter.

Die nächste Hütte an dieser Insel, rechts gegen die See zu, bewohnte de la Haye, ein Goldschmied, der sich auch eine Werkstatt gebaut und also ein etwas größeres Haus hatte, als die andern. Dieser la Haye sang unaufhörlich Psalmen, er mochte arbeiten oder spazieren gehen.

Auf eben dieser Seite des Flusses, nahe am Wasser und nicht weit von des armen de la Haye Hütte, war unser Rathhaus, in welchem unsere vornehmsten Berathschlagungen dahinaus liefen, daß wir untersuchten, wie wir unsere Küche zu besorgen hatten? Dieses Gebäude war etwa zweimal so groß, als die andern und Robert Anselinn schließ

schloß darinn. Hier wurden unsere Speisen zubereitet, aber nicht verzehret, denn dieß geschah unter einem großen schönen Baume, der an dem Ufer des Flusses stand. Er hatte überaus dicke Aeste und Blätter und gab uns hinlänglichen Schatten gegen die sehr brennende Sonnenhitze. Auch war der Stamm dieses Baumes sehr hart; wir machten ein großes Loch hinein, um die schriftlichen Nachrichten von unserm Daseyn, wovon ich unten mehr sprechen werde, hineinzuthun.

Auf der andern Seite des Wassers, unserm allgemeinen Hause gerade gegen über war auch der allgemeine Garten. Er hatte 50 = 60. Quadratschuhe, war mit sehr hohen und enganeinander gesetzten Pfählen umgeben, damit auch die allerkleinsten Schildkröten nicht hineindringen konnten. Diese waren auch die einzige Ursache, daß wir die Gärten umzäunten.

Meine Hütte stand diesseits des Flusses zwischen zwei Gartenbetten an einen großen Baum gelehnt, von welchem sie auch von der Seeseite her bedekt war. Er trug eine den Oliven gleiche Frucht, deren Kerne die Papagayen sehr gerne assen.

Ein wenig weiter unten und näher am Wasser, doch auf der nämlichen Seite war die Wohnung des Herrn de la Case. Dieser brave Mann war einst Offizier unter den brandenburgischen Truppen und wußte gar wohl, wie sich unter den Zelten kampfiren  
tes Bändchen.

R

ließe. Er hat eine schöne Bildung, ist scharfsinnig, voller Redlichkeit, Muth und Verstand.

Auf der andern Seite des Flusses zwischen der kleinen Insel und dem grossen Garten hatte der unglückliche Testart, dessen trauriges Loos unten erzählt werden wird, seine Hütte gebaut. Er war ein wackerer, braver Mensch, den ich ausserordentlich bedauert habe.

Bele und Boyer wohnten zusammen etwas weiter vom Flusse gegen das Meer hin. In seiner Grabchrift wird man von letztem hören, denn ich muß voraus sagen, daß die Gebeine dieses guten Mannes auf der Insel Rodrigo verwesen mußten. Den Bele hatten wir seiner Talente und Geschicklichkeit wegen sehr lieb. Er war noch nicht über zwanzig Jahr alt und wußte durch sein Studieren von manchen Dingen, wovon die übrigen nichts träumten. Er war aufrichtig, ehrlich, sitzsam, dienstwillig und immer lustig, mit einem Wort, seine Denkart war die beste, die ein Mensch haben kann. Seinem erfindsamen Kopfe verdanken wir auch größtentheils die Erbauung des seltsamen Schiffes, wovon ich ins künftige sprechen werde, so wie die Verfertigung der kleinen Hütten, die uns bei der grossen Hitze vorrestliche Dienste geleistet haben.

Ubrigens muß ich noch das melden, daß alle, Thonias und Anselm ausgenommen, welche beide

güterlos waren, nicht aus Noth diese Reise unternommen hatten, denn sie waren von guten und reichen Familien, durch die sie in Europa hätten versorgt werden können; allein das Aufsehen, das der Plan des Herrn du Quesne machte, eine Kolonie anzulegen, bestimmte sie, da sie ohnehin jung, gesund und stark waren, auch weder Weib noch Kinder hatten, daran Theil zu nehmen.

Die Ursache, warum ich meinen lieben Lesern den Ort und die Personen, wovon gesprochen wird, so genau schildere, liegt darinn, daß ich glaubte, sie werden unsere Begebenheiten mit mehr Interesse lesen.

Noch muß ich bemerken, daß alle unsere Hütten 10-15 Fuß ins Gevierte hatten, je nachdem sie einer grösser oder kleiner haben wollte. Die Wände machten wir aus Pfählen von Palmbäumen und deckten sie mit den grossen Blättern eben dieser Bäume oben zu.

Alle Bäume, die uns beim Anbau unserer Stadt im Weg standen, konnten wir leicht ausrotten, weil der Erdboden sehr locker ist und die Wurzeln nicht fest sind. Man lacht mich vielleicht aus, daß ich unsere 7 Hütten eine Stadt nenne; allein was war anfangs das berühmte Rom? Hätte man uns nur Weiber geschickt, ich bin versichert, in hundert Jahren wären so viele Kirchspiele, als wir jetzt Wohnungen hatten, zu sehen gewesen.

Als wir mit unsern Hütten fertig waren, liehete der Kapitain, der 14 Tage auf der Rehde verzogen hatte, die Anker, nachdem er sich unter dieser Zeit mit den nöthigsten Erfrischungen versorgt, uns auch den meisten Vorrath, der uns bestimmt war, zurückgelassen hatte. Wir gaben ihm Briefe nach Holland mit, worinn er nach Verdienst gepriesen war. In der Folge vernahmen wir aber, daß er klug genug war, sie nicht abzugeben, welches wir uns wol eingebildet hatten.

Peter Thomas dessen ich oben erwähnt, wollte eines Zwists wegen, den er mit dem Kapitain gehabt bei uns auf der Insel bleiben, welches denn den Verlust des auf der See verstorbenen Kammeraden ersetzte; allein der Kapitain kam den Abend vor seiner Abreise und nahm den Jacob Guigner und den kleinen Peter mit Gewalt fort, so daß wir also nur unserer achte auf der Insel blieben.

Als nun das Schif fort war und wir uns alle von unsern Mühseligkeiten erholt hatten, machten wir uns auf, die ganze Insel zu durchwandern, um zu versuchen, ob wir nicht einen noch bessern Ort, als den, den wir bereits ausgewählt hatten, finden konnten, allein es war fast kein Unterschied zu machen und immer fanden wir, daß der Platz, an dem wir uns aufhielten, der beste war, deswegen beschloffen wir auch, da zu bleiben.

Die Luft zu Rodrigo ist überaus rein und gesund, welches schon daraus abzunehmen ist, daß während unserm zweijährigen Aufenthalte keiner von uns krank geworden ist. Es starb zwar einer von uns auf dieser Insel, allein die Ursache wird weiter unten angegeben werden.

Der Himmel ist immer heiter und lieblich, die Hitze auch sehr mäßig, denn des Morgens um 8. Uhr erhebt sich gewöhnlich ein kleiner Nordost, oder Nordwestwind, der die Luft auf die angenehmste Art erfrischt und, indem er auch in den heissesten Monaten sich einfindet, verursacht, daß das ganze Jahr ein vollkommener Frühling oder Herbst ist und gar kein Winter zu existiren scheint, weil die Kälte nie so groß ist, daß man sich nicht sollte baden können. Auch regnet es selten, dafür fällt aber häufig ein grosser Thau, der alles erfrischt. Donner ist, scheint es, auf dieser Insel noch nie gehört worden. Ueberhaupt fanden wir sie von Tag zu Tag reizender und gewiß sie war es auch, denn die Natur schien sich ganz erschöpft und alles darauf hervorgebracht zu haben, was sonst die Kunst mit so vieler Mühe vereinigt. Es ist mir nicht möglich, alles zu beschreiben, was ich schönes und merkwürdiges auf dieser Insel gefunden habe. Der Raum erlaubt mirs nicht, zudem bleibt mir noch so viel von unserm Schicksal zu erzählen übrig, daß ich meine Leser zu ermüden be-

fürchte, wenn ich sie zu lange mit der Lektüre von Dingen beschäftigte, die sie mit einiger Einbildungskraft sich leicht zusammensetzen können, so bald ich ihnen sage, daß unser Aufenthalt ein Paradies war.

Ubrigens war unter den tausend Annehmlichkeiten, die wir auf dieser Insel fanden, doch auch manches, das uns mehr als einmal erinnerte: Vollkommenheit auf dieser Welt zu suchen, wäre eine Thorheit. Manche Thiere zerstörten unsere Gärten und Sämereien; das, was uns aber den größten Schaden zufügte, war der im Januar oder Februar eintreffende Orkan, dessen Wüthen wir zweimal erlebt und ausgestanden haben.

Ich habe schon einmal gesagt, daß sich dieser rasende Sturmwind immer nach der größten Meeresstille und nach einem schönen Wetter erhebe. Seine größte Heftigkeit dauerte ohngefähr eine Stunde. Während dieser Zeit sah man die stärksten Bäume in einem Augenblick übereinander liegen und unsere Hütten alle zertrümmert. Die brausende See machte ein gräßliches Getöse und die gleich Bergen emporstiegende Wellen schlugen mit solchem Ungestüm an die Küste, daß man glaubte, die Natur wollte in ihr Chaos zurückstürzen, Himmel und Erde schienen untereinander vermischt und die Luft wurde so dicke, daß alles mit Finsterniß bedekt war. Endlich zerborsten die übereinander ge-

thürmten Wolken und gossen eine so fürchterliche Wasserfluth herab, daß unsere schönen fruchtbaren Felder zu einem See wurden. Alles, was diesen Strömen im Wege liegt, wird zerstört und fortgerissen, ja ich bin überzeugt, daß, dauerte diese Heftigkeit drei Stunden, kein Baum auf der ganzen Insel stehen bleiben würde.

Die Thiere fühlten aus einem natürlichen Triebe immer voraus, wenn ein solcher Orkan kommen würde und verkrochen sich in die Löcher der Berge, aus welchen sie den andern Morgen, da das Wetter stille und schön war, wieder hervorkamen.

Der letzte von den beiden Orkanen, die wir zu Rodrigo erlebt haben, war weit heftiger und schrecklicher, als der erste. Mitten in seiner größten Wuth wurde es auf einmal so ganz stille, daß man auch den sanftesten Hauch hören konnte; wir glaubten, es wäre alles vorüber, aber plötzlich fieng er wieder zu rasen an und fürchterlicher als vorher. Die Gewalt des Windes trieb das salzige Seewasser zu den Wolken empor, von wo es gleich einer Sündfluth herunterstürzte und alle unsre Felder und Pflanzen zerstörte und verbrannte. Weil aber der Boden an sich keinen Schaden litt und bald wieder austrofnete, so säeten wir frischen Saamen, nachdem wir aus den Hölen der Felsen, in denen wir Zuflucht gesucht hatten, hervorgetrochen waren. —

Unsere Berrichtungen auf der Insel waren freilich von keiner grossen Wichtigkeit, allein wir schrieben uns doch eine gewisse Ordnung vor. Die Pfllege unserer Gärten und Felder, die Erhaltung unserer Hütten nahm schon eine beträchtliche Zeit weg, auch giengen wir oft spazieren und durchschlenderten die Insel, besonders gegen die Südseite hin, so das kein Plätzchen auf derselben undurchsucht blieb. Täglich hielten wir unsere festgesetzte Bet- und Andachtsstunde. Wir besaßen eine Bibel, hatten Gesangbücher, einen weitläufigen Kommentar über das neue Testament und ein sehr gutes Predigtbuch, aus welchem wir uns erbauten, unsere Herzen mit würdigen Gedanken von dem ewigen Vater unsrer aller erfüllten und auf diese Art zu der Ewigkeit uns vorbereiteten.

Wäre es unser Entschluß gewesen, die ganze, oder doch eine grosse Zeit unsers Lebens auf dieser Insel hinzubringen, so hätte uns wohl nichts gehindert, den Klügsten unter uns zu dem heiligen Predigtamte zu bestimmen, damit wir übrigen, im Namen Gottes versammelte, eine wahre kristliche Kirche vorgestellt hätten. Auch nährte ich oft den Gedanken, uns allen zum Trost, den Genuß des Abendmahls vorzuschlagen, zu dessen Darreichung ich mich würdig vorbereitet zu haben glaubte; allein meine Gefährten hatten, ohnerachtet aller Lebensgefahr, der wir bereits schon so oft ausgesetzt wa-

ren, doch den Vorsatz gefaßt, alle Mittel zu versuchen, in die bewohnte Welt zurückzukehren. Deswegen unterließ ichs und zwar auch aus dem Grund, man möchte mir einen solchen Vorschlag unrecht deuten und mir Vorwitz zur Last legen.

Wie schön wär' es aber gewesen und wie freute ich mich oft, wenn wir so beisammen saßen und uns in einem Geiste vereinigt fanden, ohne uns von den schädlichen Untersuchungen der sich klugdünkenden Köpfe irre geleitet zu fühlen, die mit ihrem Gran von Verstande alle Geheimnisse durchdringen wollen, deren Schleier wir nur in jener Welt zu durchblitzen im Stande seyn werden!

Hierinn liegen, so dachte ich oft, die Ursachen zu allen jenen unseligen Spaltungen, die die Christen unter sich trennen. Erfüllet eure Pflichten gegen den ewigen Vater im Himmel und liebt euch untereinander wie Brüder. Dieß schien mir alles zu umfassen, was den Keim zu unserm bereinstigen Glücke in sich trägt. Ach, daß die Menschen diese Wahrheit vergessen zu haben scheinen und sich um Dinge verfolgen, die der Hauptsache keinen Eintrag thun! Ist es denn nicht einerlei, ob ich meinen Schöpfer mit einem Rosenkranz in der Hand, oder ohne ihn verehere, ob ich ihn vor einem Altar anbete, auf dem Kerzen brennen und Bilder stehen, oder auf dem nichts, als sein heiliges Wort liegt? In mein Herz sieht der

Allerbarmen, dort ist sein Altar und ist dieses nicht rein, sind meine Grundsätze, meine Handlungen nicht gut, so wendet er sein Auge von mir, ich mag mich zu einer Sekte bekennen, zu welcher ich wolle.

Meine Religion ist nicht von Menschen gemacht! die Natur hat sie mich gelehrt und ihr Grundpfeiler ist: liebe Gott und alle Menschen.

So dachten wir und mit dieser Überzeugung traten wir jedesmal zusammen und beteten. O mit welcher Ruhe gingen wir immer auseinander, wie süß war das Bewußtseyn: wir dulden um Gotteswillen und sind schuldlos vor ihm!

Jeder von uns sah seiner Auflösung mit Seelenruhe entgegen, denn wußten wir gleich, daß wir schwache und fehlende Menschen waren, so wußten wir doch auch, daß Gott barmherzig ist und daß Keiner von uns einen unedlen Grundsatz nährte. Unsere Religion machte uns zu guten Menschen und dieß kann jede Religion, der die Moral zum Grunde liegt, auf die die unsrige gebaut war. Heilig ist sie, heilig soll sie bleiben, wie das Wort, das sie uns lehrte!

Außer den grossen Spaziergängen, oder vielmehr kleinen Reisen, die wir auf der Insel machten, giengen wir oft in der Nähe unserer Hütten herum, wo die Natur einen so schönen Spaziergang gebildet hatte, als es der Kunst kaum möglich ist. Längs

der Küste hin zog sich eine aus etwa zwölfhundert  
 Schritten bestehende schöne Allee, in der wir oft  
 lustwandelten. Auf einer Seite hatten wir die Aus-  
 sicht in die weite See, wo die immer abwechselnde  
 Ebbe und Fluth an die, eine Meile davon entlege-  
 nen Klippen stieß und ein verwirrtet Gemurmel ver-  
 ursachte, wodurch wir zwar in unsern Gesprächen  
 nicht gestört, aber doch oft in ein stilles Nachden-  
 ken versenkt wurden. Diesem hiengen wir um so  
 lieber nach, da wir ohnehin wenig miteinander zu  
 sprechen hatten und jeder gerne den Eindrücken nach-  
 dachte, die die äussern Gegenstände auf seine Seele  
 machte. Oft wanderte ich ganze Stundenlang in  
 mich selbst vertieft herum, ohne nur daran zu den-  
 ken, daß ich so viele hundert Meilen weit von mei-  
 nem Vaterland und meinen Angehörigen entfernt  
 lebte. Aller Kunst entrissen beschäftigte ich mich  
 mit der Natur, machte mich mit ihren Wunder-  
 werken bekannt, so viel auf unsrer Insel nur möglich  
 war und gewiß ich fand Stoff genug den grossen Urhe-  
 ber aller Dinge anbetend zu bewundern. O daß man  
 es bei der Erziehung unserer Jugend nie vergässe,  
 sie aufmerksam auf die Schönheiten und das Wun-  
 derbare der Natur zu machen, sie nach und nach  
 einzuweihen in das Heiligthum derselben und sie  
 den grossen Urheber selbst darinn finden zu lassen;  
 gewiß eine solche Methode würde von weit grösserm

Nutzen seyn, als der kalte geschmacklose Religions-  
unterricht, mit dem man bloß ihr Gedächtniß be-  
lustigt, ihr Herz aber weder veredelt, noch empfäng-  
lich für Tugend macht.

Auf der andern Seite der Insel waren kleine,  
angenehme Hügel, die dem Auge zur Grenze dien-  
ten, die Thäler aber erstreckten sich bis an unsern  
Ausgang und glichen den reizendsten Gärten in  
der fruchtbaren Herbstzeit.

Zuweilen spielten wir auch Schach und Regel,  
manchmal machten wir uns das Vergnügen, Pa-  
pagayan, deren es eine Menge hier gab, reden zu  
lehren. Einen davon, der französisch und hollän-  
disch sprechen konnte, brachten wir bis nach der  
Moriz-Insel. Das Fischen und Jagen ergötzte  
uns nicht, denn es war mit zu wenig Mühe ver-  
knüpft.

Alles, was zu unserer Erhaltung nöthig war,  
fanden wir gar leicht. Fleisch und Fische hatten  
wir im Ueberflus und durften nur auslesen, gute  
Kräuter, köstliche Melonen, vortreflichen Palm-  
wein und klares süßes Wasser fehlten uns nie;  
meine lieben Leser werden daher nicht in Sorgen  
seyn, daß die armen Pilgrime auf Rodrigo verhun-  
gern mußten. Nein; wir hatten alles nur kein  
Brod. Der Kapitain ließ uns zwar zwei Fässer  
mit Zwiebeln zurück, dessen wir uns aber nur selten

zu Suppen bedienten. Keiner spührte die ganze Zeit über nur den mindesten Anfall von Unpäßlichkeit, so gut bekam uns die Lust und unsere Nahrung auf dieser Insel. Und doch siengen einige von uns an, nachdem wir bereits über ein Jahr da waren und vergeblich auf ein Schif gewartet hatten, verdrüsslich zu werden. Sie betrauerteten den Verlust ihrer Jugend und quälten sich mit dem Gedanken, ihre besten Tage in einer traurigen Einsamkeit und einem schädlichen Missgange hindringen zu müssen.

Man rathschlagte öfters hierüber und beschloß endlich einmüthig, man wolle zwei ganze Jahre warten und käme am Ende derselben keine Nachricht von Herrn du Quesne, wie es doch festgesetzt war, so wollte man alles, was möglich ist, versuchen, nach der Moriz-Insel zu kommen. Diese liegt 160 Meilen von Rodrigo, welches zwar weit ist, uns aber doch nicht abschreckte, sogleich den Anfang mit der Arbeit an einer kleinen Barque zu machen auf der wir, fiel sie nur einigermassen brauchbar aus, unter dem Beistand desjenigen, der über Wind und Meer zu gebieten hat, unsere Abreise wagen wollten.

Freilich schien die Unternehmung uns allen und besonders auch denen, die sich ihr unterziehen sollten, sehr schwer, da wir eine ziemlich grosse

Barque nöthig hatten und doch kein kluger Bau-  
meister, auch sehr wenig Handwerkszeug da war.  
Wir hatten weder Pech, noch Tauwerk, noch An-  
ker, noch Kompaß, noch hundert andere Dinge,  
die beinahe nicht entbehrlich waren.

Da aber der Gedanke einmal zum Vorschein  
gekommen war, so wollten die, welche zuerst dar-  
auf gefallen waren, nicht mehr absehen und hör-  
ten nicht auf, so lange davon zu sprechen, bis man  
endlich anfieng, wäre es auch nur zum Vergnü-  
gen, den Bau einer Barque zu unternehmen.

Augenblicklich wurden wir alle acht, ohne in  
der Lehre gewesen zu seyn, Zimmerleute, Schmie-  
de, Seiler, Matrosen, mit einem Wort, alles,  
was die Umstände uns zu werden zwangen.

Die Noth ersetzte uns alles, was wir entbehr-  
ten und machte, daß wir sehr fleißig waren. Je-  
der sagte seine Meinung über die bequemste und vor-  
theilhafteste Einrichtung unsers Fahrzeugs, wir un-  
tersuchten sie vereint und so geschah es, daß wir mit  
Lust und in gutem Vernehmen mit einander ar-  
beiteten.

Unter andern Werkzeugen hatten wir eine groß-  
se und eine kleine Säge. Damit fiengen wir an,  
Bretter zu schneiden und zwar von einem grossen 60  
Fuß langen eichenen Balken, der schon vierecklicht  
gearbeitet war und der durch die See einige Zeit

vorher zu unserm Glük ans Ufer geworfen wurde. Woher er aber kam, weiß ich nicht, genug, die See brachte ihn und wir bedienten uns seiner. Wir kriegten etliche gute Bretter daraus. Da aber die grosse Säge nichts taugte, auch die, welche sie brauchten, so ungeschickt damit umgiengen, daß sie einigemal zerbrach, so waren sie fast alle ungleich dicke und folglich nicht sehr brauchbar.

Den Kiel der Barque machten wir 22 Fuß lang, der Breite gaben wir 6 und der Höhe 4 Fuß; vorn aber so wohl als hinten arbeiteten wir sie rund. Wir hatten einige Nägel und da la Hays ein Goldschmied war und Werkzeug bei sich hatte, so schmiedete er ihr mehrere, desgleichen noch anders Eisenwerk, so wie er dann auch unsere Säge wieder zusammenschweißte. Zur Ausstopfung der Ritze nahmen wir alt leinen Zeug und statt des Peches bedienten wir uns einer gewissen Materie, die wir auf der Insel fanden und mit Gummi von den Bäumen vermischten. Grosse und kleine Stricke machten wir aus den Faden, welche in den Stielen der Blätter des auf diesem Eiland wachsenden Latan-Baumes staken. Diese waren zwar stark und zur Festhaltung solcher Dinge, die nicht bewegt wurden, recht gut, allein, da sie nicht weich waren und sich nicht wol biegen liessen, so waren sie

zum Auf- und Abziehen nicht brauchbar, sondern rieben sich gleich entzwei.

Als nun die Barque endlich fertig war und die 2 Jahre die wir in Geduld auszuharren beschlossen hatten, bereits schon verflissen waren, so boten wir alle unsere Kräfte auf, sie ins Wasser zu bringen. Mit vieler Mühe gelang es uns, aber wir wurden alle bestürzt, als wir sahen, daß sie sich von dem Steuerruder nicht regiren ließ, sondern ein Handruder nöthig war, so bald man sie wenden wollte.

Wir füllten sie mit Nahrungsmitteln, so wie wir sie auf der Insel hatten und setzten endlich den 19ten April 1693 zu unserer Abreise fest. Es war ein Sonnabend, Vollmond, die See hoch und also um so leichter, zwischen den Klippen durchzukommen. Eh wir die Insel aber verließen, unternahmen wir noch ein kleines Geschäft. Wir fanden nämlich bei unserer Ankunft die Namen einiger Holländer, die etliche Jahre zuvor da gewesen waren, und die Zeit ihrer Abreise, in Baumrinde eingeschnitten. Dieses veranlaßte uns zu einem ähnlichen Unternehmen. Wir bemerkten daher auf einem Zettelgen den Tag unserer Ankunft, den unserer Abreise und was uns zwischen dieser Zeit begegnet war, steckten es in ein gläsernes Fläschgen, auf welches die Erinnerung kam, daß man hineinschauen sollte und setzten es in ein tiefes Loch

Boch, das wir in den Stamm des Baumes machten, unter dem wir zu essen pflögten und den kein Orkan zerstöhren konnte.

Endlich brach der zu unserer Abreise festgesetzte Tag an. Alles sehnte sich mit dem größten Drang nach Entfernung von dieser für meine Gefährten zu ruhigen Insel. Eh wir in unsere Barque traten, warfen wir uns an der Küste auf die Knie nieder und beteten zu Gott um seinen so nöthigen Beistand. Dann kehrten wir uns noch einmal nach unsern verlassen Wohnungen hin und sagten ihnen, Lebewohl! Es war ein überaus schöner Tag, der Wind sehr gut und jeder von uns voll guter Hoffnung, ob wir gleich weder Kompaß, noch Steuer, noch Ruder, noch Lanwerk, noch Anker, noch sonst etwas hatten, das an unserm elenden und schlecht gebauten Kahne etwas nütze war. Wir glaubten, der Mousson, der, wie wir auf der Herreise von unserm Capitain gehört hatten, um diese Zeit wehen sollte, werde uns in weniger, als zwei Tagen und zwei Nächten nach der Moritz-Insel treiben.

Voll Freude, bald wieder unter Menschen zu kommen, stießen wir ab und kamen schnell bis an die Felsen. Anstatt aber eine von den Oefnungen zu suchen, die diese Felsen machen und unsere Barque zu Wasser oder zu Land an einen zur Ausfahrt bequemen Ort zu schleppen, trauten wir unserm  
 1tes Bändchen.

---

Glück zuviel und suchten gerades Wegs durchzukommen, welches Ursache war, daß wir das Unglück hatten anzustossen. Wir bemerkten aber, weil wir sehr leicht segelten, den Stoß fast gar nicht und glaubten, den Felsen kaum berührt zu haben. Wir fuhren daher in der Hoffnung, die größte Gefahr überstanden zu haben, weiter, allein kaum waren wir 30 Schritte vom Felsen entfernt, als wir unsern Irrthum bemerkten und das Wasser häufig in die Barque dringen sahen. Alles schrie umzukehren und das Land zu suchen. Das arme Schifchen füllte sich immer mehr mit Wasser an, der Wind jagte uns tiefer in die See, wir konnten es mit dem Steuerruder nicht wenden, Schrecken und Verwirrung nahmen überhand und machten uns vollends ungeschickt zu dem, was wir thun sollten. Ich glaube gewiß, es wäre um uns geschehen.

Die Fortsetzung künftig.

---

## Memorial

Des Lieutenants Meavs an Sir William  
Wyndham Grenville, Staatssecretär.

(Aus dem Englischen übersetzt.)

**M**ehrere unter dem Schutz der Compagnie in  
Ostindien wohnende Kaufleute wünschten einen Han-  
del mit der Nordwestlichen Küste von Amerika zu  
eröffnen, um die Chinesischen Märkte mit Pelzwerk  
und Ginseng \*) zu versehen. Sie theilten da-  
her im Anfange des Jahres 1786 ihren Plan dem  
Generalgouverneur von Ostindien, Sir John Mac-  
pherson, mit, der ihn nicht nur billigte, sondern  
auch der Subscription zu dessen Ausführung bei-  
trat. Man kaufte daher zwei Schiffe und über-  
gab mir das Kommando derselben.

Im Monat März schickte ich Eines dieser Schiffe  
nach Prinz Williams Sund ab, dem ich den Na-  
men, die Seeotter, gab, unter dem Kommando  
des Herrn Tipping, und folgte ihm in dem andern  
Schiffe, das ich Nootka nannte.

Bei meiner Ankunft in Prinz Williams Sund  
im September fand ich, daß die Seeotter diesen

L 2

\*) Der chinesische Name einer in China einheimischen  
Wurzel von feinem gewürzhaftem Geschmacks.

Ort wenige Tage zuvor verlassen hatte. Zufolge der Nachricht, die ich seitdem empfangen habe, ist dieses Schiff unglücklicherweise an der Küste von Kamtschatka zu Grunde gegangen.

Ich blieb den ganzen Winter in Prinz Williams Sund, und eröffnete in dieser Zwischenzeit einen ausgebreiteten Handel mit den Landeseingebornen, und segelte im Herbst 1787 nach China, nachdem ich eine Ladung von Pelzwerk zusammengebracht hatte.

Im Jenner 1788 verkaufte ich die Nootka, und kaufte in Verbindung mit verschiedenen Britischen in Ostindien wohnenden Kaufleuten zwei andre Schiffe, die ich ausrüstete und Felice und Iphigenia nannte. Ich übernahm das Kommando über das erste, und übergab das letztere der Führung des Herrn William Douglas. Ich gieng von China aus nach dem Hafen von Nootka oder König Georgs Sund, wo ich im Mai ankam. Die Iphigenia kam im Junius im Cook's Fluß an.

Ich kaufte sogleich bei meiner Ankunft im Nootka Sund von Manilla, dem Haupte des angrenzenden Bezirks, der diesen Ort umgiebt, ein Stück Landes, worauf ich ein Haus, sowol für meine erforderliche Wohnung, als für die grössere Bequemlichkeit des Handels mit den Landeseinwohnern, erbaute, und die brittische Flagge darauf

pflanzte. Ich ließ auch eine Brustwehr rings um  
 das Haus aufwerfen und sie an der Fronte mit  
 einem Decipfunder besetzen. Als dieses geschehen  
 war setzte ich den Handel an der Küste fort. Die  
 Felice nahm ihren Weg Südwärts und die Iphi-  
 genie Nordwärts, doch so daß wir innerhalb des  
 60sten und 45sten Grades 30 Minuten Nördlich  
 blieben und im September nach Nootka Sund zu-  
 rückkehrten. Bei meiner Ankunft daselbst fand ich,  
 daß meine Leute ein Schiff beinahe vollendet hatten,  
 das sie kurz vor meiner Abreise zu bauen anfingen.  
 Ich ließ dieses Schiff bald hernach in's Wasser und  
 gab ihm den Namen Nordwest Amerika. Es war un-  
 gefehr 40 Fuß lang und mit allen Erfordernissen  
 versehen, um mich in meinen Unternehmungen zu  
 unterstützen.

Während meiner Abwesenheit von Nootka  
 Sund, erhielt ich von Wickanatisch, dem Haupt des  
 Bezirks der Port Cox und Port Essingham umgiebt,  
 und zwischen dem 48sten und 49sten Grad der Breite  
 liegt, durch ansehnliche Geschenke, die Zusage eines  
 freien und ausschließlichen Handels mit den Einwoh-  
 nern des Bezirks, nebst der Erlaubnis einige Vorraths-  
 häuser und andre Gebäude zu errichten, die ich  
 für nothwendig halten möchte. Eben dieses Vor-  
 recht eines ausschließlichen Handels erhielt ich auch  
 von Catoucho, dem Haupte des Landes, das an

die Enge Juan de Fuca stößt, und kaufte von ihm ein Stück Landes innerhalb dieser Enge. Einer meiner Offiziere nahm es im Namen des Königs in Besitz, und nannte es Catoucho, zu Ehren des Hauptes.

Die Iphigenia besuchte auf ihrem Wege nach Süden mehrere Häfen. Ihr Befehlshaber versicherte mich, daß er durch Geschenke von den Häuptern des Landes, nicht nur einen freien Eingang, sondern auch einen ausschließlichen Handel an der Küste erhalten habe, da kein anderes Europäisches Schiff zuvor daselbst gewesen sei.

Am 23sten September gieng ich in der Felice nach China ab, nachdem ich eine Ladung von Pelzwerk zusammengebracht hatte. Ich ließ die Iphigenia und Nordwest - Amerika in Nootka Sund, mit dem Befehl in den Sandwich Inseln zu überwintern, und im Frühling zurück zu kehren. Im Anfange des Decembers kam ich in China an, wo ich meine Ladung und auch das Schiff Felice verkaufte.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in China langten die Schiffe der Prinz von Wallis und die Königliche Prinzessin, welche die Herren John und Cadman Etches und Kompagnie im Hafen von London ausgerüstet hatten, in Canton, nach einer Handlungreise nach der Nordwestlichen Küste von

Amerika, an. Da ich fand daß sie diesen Handel vermöge einer von der Ostindischen und Südsee-Kompagnie bewilligten Erlaubniß, die erst im Jahr 1790 zu Ende gehen würde, unternommen hatten, und fürchtete daß der Handel durch diese Mitbewerbung leiden möchte; so vereinigte ich mich nebst den andern Theilhabern mit besagten Herren Etches und Kompagnie, und schloß einen förmlichen Kontrakt mit Herrn John Etches, der damals Supercargo über beide Schiffe war. Wir machten aus allen Schiffen und allem Gut, das zu diesem Handel angewendet wurde, einen gemeinschaftlichen Fond und unter dieser Firma kauften sie ein zu Calcutta erbautes Schiff, welches sie den Argonauten hießen.

Der Prinz von Wallis, der bestimmt war Thee für die Ostindische Kompagnien zu laden, kehrte bald nachher nach England zurück. Ich beorderte die Königliche Prinzessin und den Argonauten nach der Küste von Amerika zu segeln, unter dem Befehl des Herrn James Colnett, dem die Sorge für alles, was die Kompagnie auf dieser Küste anging, übertragen wurde.

Herr Colnett wurde angewiesen seinen Sitz in Nootka Sund zu nehmen, und zu diesem Zwecke ein dauerhaftes Haus auf dem Grunde zu erbauen, den ich im vorigen Jahr erkaufte hatte, wie aus

einer unten beigefügten Abschrift seiner Instruktion erhellen wird.

Die Königliche Prinzessin und der Argonaut, versehen mit Vorrath und Lebensmitteln aller Art, mit Artikeln die man für einen Handel auf drei Jahre hinlänglich hielt und mit einem zubereiteten Schiffe am Bord, von ungefähr 30 Tonnen, verließ China im April und Mai 1789. Beide Schiffe hatten ausser ihrer Mannschaft noch mehrere Künstler von verschiedenen Professionen und 70 Chinesen am Bord, welche die Absicht hatten sich unter dem Schutze und im Dienste der vereinigten Kompagnie auf den Amerikanischen Küsten niederzulassen.

Den 24sten April 1789 kam die Iphigenia nach Nootka Sund zurück, und wenige Tage nachher auch das Schif Nordwest Amerika. Sie fanden bei ihrer Ankunft daselbst zwei Amerikanische Schiffe, die dort überwintert hatten, das eine hieß Colombia und das andre Washington. Den 29sten dieses Monats wurde das Schif Nordwest Amerika nach Norden auf den Handel ausgeschickt und den Archipelagus des St. Lazarus zu untersuchen.

Den 6ten Mai da die Iphigenia in Nootka Sund vor Anker lag, ankerte ein Spanisches Kriegsschif von 26 Kanonen die Prinzessin genannt, geführt von den Estiven Joseph Martinez, das von

dem Hafen San Blas in Mexico ausgefegelt war, in Nootka-Sund; den 16ten langte bei demselben eine Spanische Snow von 16 Kanonen an, San Carlos genannt, an, welches Schiff gleichfalls von San Blas ausgefegelt und mit Kanonen und anderm Kriegsvorrath beladen war.

Von der Ankunft der Prinzessin bis zum 14ten Mai bezeugten sich Kapitain Douglas und die Spanische Offiziere alle wechselseitige Höflichkeiten. Martinez gab sogar Lebensmittel zum Gebrauch des Schiffes her. Allein an diesem Tage wurde Kapitain Douglas an Bord der Prinzessin gerufen, wo ihn Don Martinez zu seinem grossen Erstaunen eröffnete, er habe Befehle von seinem König sich aller Schiffe und Fahrzeuge auf dieser Küste zu bemächtigen, und daß er, der Anführer der Iphigenia, also sein Gefangener sei. Don Martinez gab hierauf seinen Offizieren Befehl die Iphigenia in Besiz zu nehmen. Dieß thaten sie im Namen Seiner Katholischen Majestät und führten die Offiziere und Mannschaft als Gefangene an Bord der Spanischen Schiffe, wo Sie in Fesseln gelegt und sonst mishandelt wurden.

Sobald sie sich der Iphigenia bemächtigt hatten, nahm Don Martinez von dem Stük Landes Besiz, das mir zugehörte, auf welchem ich meine Wohnung erbaut hatte, und pflanzte die Spani-

sche Fahne darauf. Er verrichtete solche Ceremonien, die, wie ich höre, bei solchen Gelegenheiten üblich sind, und erklärte dabei, daß alle zwischen Cap Horn und dem 60sten Grade nördlicher Breite gelegene Lande Seiner Katholischen Majestät zugehörten. Er sieng hierauf an Batterien, Vorrathshäuser u. s. w. zu errichten, wobei er verschiedene Leute von der Mannschaft der Iphigenia zu arbeiten zwang, und diejenigen die sich zu widersetzen wagten, strenge bestrafte.

Don Martinez drang oft in den Befehlshaber der Iphigenia, während dessen Gefangenschaft, ein Instrument zu unterschreiben, des Inhalts, wie man ihm sagte, weil er die Spanische Sprache nicht verstund; Don Martinez habe ihn in Nootka vor Anker gefunden, er sei zu dieser Zeit in einer sehr traurigen Lage gewesen; er habe ihn zu seiner Ueberfahrt nach den Sandwich Inseln mit allem Nothwendigen versehen; seine Fahrt sei auf keine Weise erschwert oder unterbrochen worden. Allein es erhellet aus der Einsicht einer Abschrift, die dem Kapitain Douglas übergeben wurde und die unten unter Nr. 2. beigefügt ist, daß diese Schrift ein Versprechen von ihm und dem zweiten Kapitain, Herrn Biana war, im Namen ihrer Eigenthümer daß sie auf Begehren den Werth dieses Schiffes, seiner Ladung u. s. w. bezahlen wollten, im Fall

es der Vieckönig von Neuspanien für eine rechtmäßige Preise erklären würde, weil sie in den Hafen von Nootka-Sund ohne Erlaubniß Seiner Katholischen Majestät gekommen wären. Kapitain Douglas, der wohl wußte daß der Hafen von Nootka-Sund Seiner Katholischen Majestät nicht zugehöre, weigerte sich diesen Vorschlag einzugehen. Don Martinez aber erreichte endlich seinen Zweck, theils durch Drohung, theils durch Zusage, daß er ihm sein Kommando wieder übergeben und ihn mit allem Vorrath und allen Lebensmitteln versehen wolle, deren er bedürfen möchte. Da er dieß eingieng wurde er den 20sten dieses Monats wieder in das Kommando der Iphigenia eingesetzt. Man ließ ihn aber bis zur Zurückkunft des Schiffes Nordwest-Amerika nicht in die See gehen, indem man darauf bestund, daß er es für 400 Dollars erlassen sollte, welchen Preis einer der Amerikanischen Kapitaine dafür angeboten hatte.

Während die Spanier die Iphigenia im Besiz hatten, nahmen sie alle Waaren heraus, die zum Handel bestimmt waren so wie auch allen Vorrath, Lebensmittel, Seeinstrumente, Karten u. s. w. Kurz alle Artikel die sie bequem wegbringen konnten, ausgenommen 12 Stangen Eisen und sogar des Kapitains Satuhr und Kleidungsstücke.

Der Kapitain, der sich in eine so traurige Lage versetzt fand, suchte Hülfe und erlangte nach vielen Bitten nichts als eine unbedeutende Hülfe an Vorrath und Lebensmitteln, wofür er Anweisungen an seine Eigenthümer ausstellen mußte. Alles wurde zu einem unmaßigen Preise angesetzt und war in geringerer Quantität und von schlechterer Eigenschaft, als das was man ihm abgenommen hatte.

Ungeachtet alles Zudringens des Don Martinez in Ansehung des Verkaufs des Schiffes Nordwest-Amerika, schlug er es standhaft aus, das Schiff aus irgend einem Grunde herzugeben. Er sagte, daß er es nicht verkaufen könne, weil es ihm nicht zugehöre. Es würde nicht sobald zurück kommen, als man vermuthe. Don Martinez sagte dem Kapitain Douglas, wenn er Befehl ertheilen wolle, daß ihm das Schiff zum Gebrauch Seiner Katholischen Majestät ausgeliefert werden solle, so wolle er ihm die volle Freiheit geben mit der Iphigenia abzusegeln. Er schrieb daher den 1ten Junius einen Brief an den Führer des Schiffes Nordwest-Amerika worinn er aber sorgfältig vermied, ihm irgend eine Anleitung zur Erfüllung des gewünschten Zweckes zu geben. Er verließ sich dabei auf die Unwissenheit des Don Martinez in der Englischen Sprache. Er segelte sogleich von Nootka-

Sund ab, obgleich in einem sehr schlimmen Zustand, um auf einer solchen Reise fortzukommen. Die zwei Amerikanischen Schiffe blieben zurück, welche die Spanier von der Zeit ihrer Ankunft an unangefochten ließen. Die Iphigenia gieng von da aus nach den Sandwich Inseln, und nachdem sie sich daselbst durch Hülfe des obgedachten Eisens solche Bedürfnisse verschafft hatte, die sie in den Stand setzten weiter zu gehen, so kehrte sie nach China zurück, und ankerte daselbst im Oktober 1789.

Auszug aus Dem Tagebuche der Iphigenia

Den 1ten Mai.

Gemäßigtes und schönes Wetter. Da ich von den Einwohnern hörte, daß ein Fahrzeug auf der See sei; so beorderte ich am Morgen die ersten Offiziere mit dem langen Boot hinaus zu gehen, da ich selbst unpäßlich war. Ich erfuhr dann durch meine Leute um 10 Uhr, daß das Fahrzeug ein Schiff zu seyn schiene, und nicht die Felice Adventurata. Um elf Uhr ließ dieses Schiff die Anker fallen und begrüßte mich mit neun Kanonenschüssen, die ich beantwortete. Mein Boot kam an Bord und benachrichtigte mich, daß es ein Spanisches Kriegsschiff sei, geführt von dem Commodore Don Stephan Joseph Martinez. Es sei noch ein Schiff und eine Snow dabei, die sich aber seit 14 Tagen

davon getrennt hätten. Der Kommodore ließ sich mir empfehlen, und lud mich an den Bord der Prinzessin, so hieß sein Schiff, zum Mittagessen ein. Ich kam zu ihm und brachte ihm einen mit Federn gezierten Mantel und Mütze zum Geschenke mit. Er erzählte mir bei meiner Ankunft, daß er von Donalaska komme, daß er in Prinz Williams Sund und in Cool's River gewesen sei und zeigte mir die Abschrift eines Briefes, den ich als Antwort auf einen von Herrn Isnyloff vom 25ten Junius 1788 empfangenen Brief schrieb. Ich lag damals in Cool's River vor Anker und er in Montagu Eiland. Ich sah' es nicht ein, wie wir einander verschlen konnten, da ich vom Sund nach Cool's River, und er von Cool's River nach dem Sund segelte. Er stieß Nordwärts auf den Washington und versah ihn mit allem, woran er Mangel litt. Ich gab ihm Nachricht von meiner traurigen Lage, daß mein Schiff wahrscheinlich versinken würde, ehe wir den Hafen verließen, aus Mangel an Pech und Theer um die Rette zu verstopfen, die es bekommen hatte. Daß ich das andere Fahrzeug täglich von Macao erwarte und wenn es nicht käme, so müßt' ich ihn um seinen Beistand bitten. Er sagte mir ihn zu. Als Kapitain Kendrick von Noweena ankam, gingen wir nach dem Mittagessen in Gesellschaft des Don Joseph und drei Paters ans Land, welche sich vor

nahmen, alle Indianer zu Christen zu machen. Ich denke, sie unternehmen ein schweres Stück Arbeit.

Mai 7. Neblicht Wetter. Das Volk war beschäftigt Brennholz zu hauen.

Den 8ten. Mäßige Winde und schön Wetter. Wir brachten unser Brennholz zusammen, und erwarteten mit Ungeduld die Ankunft der Felice.

Den 9ten. Gleiches Wetter. Ich begleitete am Morgen Don Joseph, die Paters und seine Offiziere nach Noweena zum Mittagessen beim Kapitain Kendrick. Wir kamen am Abend wieder zurück.

Den 10ten. Angenehme Land- und Seewinde. Heute speißten der Kapitain Kendrick mit seinen Offizieren, der Spanische Kommodore und die Paters am Bord der Iphigenia zu Mittage. Da ich ein Schwein von Sandwich Eiland übrig hatte und einige Jams \*); so schitte ich das Schwein an Bord des Spanischen Schiffes, und bekam es auf ihre Art zugerichtet wieder zurück. Sie thaten noch zwei oder drei andere Gerichte hinzu, so daß es ziemlich gut heraus kam.

Den 11ten. Trübes Wetter und starker Regen. Am Morgen gieng der Spanische Kommodore

\*) Ein Conserve von Früchten, welche in Zucker und Wasser gesotten worden.

nach Moiveena und nahm seine Hütte und sein Bettzeug mit sich. Er versprach mir bei seiner Rückkunft alles zu geben, was mir fehlen würde. Am Abend gaben uns die Landeseinwohner Nachricht, daß ein Fahrzeug in der See sei.

Den 12ten. Gemäßigtes, trübes Wetter. Nachdem wir von der Prinzessin etwas Pech und Theer bekommen hatten, zogen wir am Morgen das lange Boot ans Ufer, und ließen die Simmerleute und Kalfaterer ihre Arbeit anfangen den Boden zu kalfatern. Da sie um drei Uhr Nachmittag mit dem langen Boot fertig wurden, nahm ich mir vor es nach Werkzonisches hinab zu schicken. Um fünf Uhr gab mir Herr Adamson Nachricht daß Kapitain Neors in der See sei und daß ihm die Landeseinwohner einige Fische verkauft hätten. Da ich seit einiger Zeit unspäslich und nun das Bett zu hüten gezwungen war; so beordnete ich ihn, ihm mit dem langen Boot zu seinem Beistand entgegen zu gehen. Um sechs Uhr erfuhr ich, daß das Fahrzeug eine Meile Nordwärts vom Hafen geankert und Spanische Flagge ausgesteckt habe.

Den 13ten. Gemäßigtes, trübes Wetter. Um zehn Uhr Vormittag kam die Spanische Snow, San Carlos, geführt von Kapitain Arrow, in die Bucht und ankerte. Er ließ sich mir empfehlen  
und

und lud mich zum Mittagessen ein. Da ich aber krank war, lehnte ich seine Einladung ab. Er besuchte mich Nachmittags und am Abend kam der Kommodore von Moweena zurück, begleitet von Kapitain Hendrick und einigen seiner Offiziere.

Den 14ten. Um neun Morgens ließ der Spanische Kommodore mich und Herrn Viana an den Bord der Prinzessin rufen. Sobald wir daselbst angelangt waren, zog er ein Papier heraus und sagte mir es sei der Befehl des Königs von Spanien, daß er alle Schiffe wegnehmen solle, die er auf der Küste von Amerika antreffen würde, und daß ich also nunmehr sein Gefangener sei. Ich stellte ihm die traurige Lage vor in welcher wir waren, noch ehe wir in die Bucht kamen, daß wir ein Fahrzeug ohne Taue; kein Pech noch Theer am Bord, um seine Lecke zu verstopfen, am Bord kein Brod, noch andre Lebensmittel, als gesalzenes Schweinefleisch hätten. Wenn ich nach irgend einem Hafen in Südamerika gesteuert hätte; so würden die Spanier sich meines Schiffes nicht bemächtigt, sondern mich nach dem Völkerrecht mit allen Nothwendigkeiten versehen haben. Mich in einem fremden Hafen, auf welchen der König von Spanien nie einen Anspruch gemacht hatte, zum Gefangenen zu machen, sei eine Ungerechtigkeit, die niemals irgend eine Nation begangen habe, daß ich, eh' ich

1tes Bändchen. M

mich als einen Gefangenen behalten lasse, ich lieber den Hasen sogleich verlassen wollte, wenn er es mir erlaubte, ob gleich das Fahrzeug zu sinken drohte, noch ehe wir die Bucht erreicht hatten. — Dieß schlug er mir ab. — Vierzig oder fünfzig Mann, mit einigen Offizieren giengen an Bord, stekten Spanische Flaggen aus, und nahmen die *Ipigenia Nubiana* in Besiz. Man verlangte die Schlüssel zu meinem Koffer und sie nahmen meine Karten, Tagbücher, Schriften, kurz alles was im Schif war hinweg. Man erlaubte mir nicht einmal an Bord zu gehen. Ich fragte ihn warum er die Chaloupe Washington nicht weggenommen habe, zufolge seines Befehls vom König von Spanien alle Fahrzeuge hinwegzunehmen, die er auf dieser Küste antreffen würde. Er gab mir keine befriedigende Antwort und sagte mir, meine Portugiesischen Papiere seien schlimmen Inhalts. Sie enthielten, daß ich alle Englische, Russische und Spanische Schiffe, die schwächer wären, als die *Ipigenia Nubiana*, wegnehmen, und ihre Mannschaft nach Macao schicken oder bringen sollte, um ihnen daselbst als Seeräubern den Prozeß zu machen. Ich sagte ihm daß man diese Papiere unrecht verstanden habe. Ob ich gleich die Portugiesische Sprache nicht verstünde; so hatt' ich doch davon eine Englische Abschrift in Macao

gesehen, des Inhalts, daß ich mich vertheidigen sollte, wenn ich von einer dieser drei Nationen angegriffen würde, und wenn ich ihnen überlegen wäre, sollt' ich sie nach Macao schicken, um daselbst für die Beschimpfung der Portugiesischen Flagge Red' und Antwort zu geben. Die Paters und der Schreiber lasen die Papiere noch einmal durch, und sagten, daß sie sie richtig verdolmetscht hätten. Der Portugiesische Kapitain Biana schwieg, ob er gleich das Gegentheil wissen mußte. Den 1sten Abends kam Kapitain Kendrik von Moweena herunter. Da ich vernahm daß Kapitain Kendrik bei meiner Gefangennehmung mit unter der Decke stecke und daß sie verabredet worden sei, als der Kommodore das letztemal in Moweena gewesen war; so weigerte ich mich ihn zu sehen, als er an Bord der Iphigenia kam. Da dieß dem Spanischen Kommodore hinterbracht wurde, befahl er mir Nachts um 10 Uhr, ob ich gleich sehr krank war, mich fortzumachen, und mein Bette an Bord der Spanischen Snow bringen zu lassen, ob es gleich um diese Zeit regnete und wehte. Hier blieb ich einige Zeit ohne mit einem Menschen sprechen zu können. Mein Bedienter, der von Manilla war und die Sprache sehr gut redete, hatte keine Erlaubniß zu mir zu kommen, aus Furcht er möchte ihre Vorschritte entdecken. Kurz, sie stahlen mir eine

Menge Sachen, und beschuldigten hernach meinen Bedienten des Diebstahls. Meine Mannschaft wurde auf beide Schiffe vertheilt und kein Mittel unversucht gelassen, um sie mir abzulocken. Die Segel waren niedergelassen und einige neue flatterten umher. Ein Kapitain und einige Offiziere bekamen den Auftrag mich und Herrn Biana nach St. Blasius zu bringen. Meine Offiziere und die Hälfte meiner Leute sollten auf den beiden Spanischen Schiffen zurückbehalten werden. Man ersuchte mich den ruhigsten meiner Leute zu meiner Begleitung auszuwählen. Der Kommodore verlangte eine Liste von meinen Leuten von mir, da wir in wenigen Tagen unter Segel gehen würden. Ich wollte es nicht eingehen, und sagte ihm die Iphigenia könne nicht in die See gehen, bis sie kalfattert und die Lette verstopft wären. Sie giengen sogleich an's Werk. Nachdem sie alles Kupfer, Eisen, die Waaren jeder Art und alle mein Sandwich Eiland Schweinefleisch herausgenommen hatten, füllten sie das Hintertheil mit Sandballast, den wir mit so vieler Mühe hinaus zu schaffen gesucht hatten. Da ich den Schooner Nordwest Amerika und die Felice Adventurata täglich erwartete; so erlaubte man keinem von uns mit den Eingebornen zu sprechen. Ich fand jedoch Gelegenheit dem M'Quilla und den andern Häuptern Nachricht zu geben, so

wie auch Hr. Ingroham, der Anführer der Co-  
 lombia that. Wir ersuchten sie Boote bereit zu hal-  
 ten, um den Kapitains Mears und Junter ent-  
 gegen zu gehen, und ihnen Nachricht zu geben,  
 daß sie nicht nach Nootka-Sund kommen sollten.  
 Sie verlangten zu wissen ob ich nun ein Golf  
 d. i. ein Sklave sei. Wenn ich mit ihnen gehen  
 wollte, so wollten sie Boote ausschiffen, um auf  
 eine Gelegenheit zu lauern, mich hinweg zu brin-  
 gen. Sie verlegten ihr Dorf sogleich ungesehr vier  
 Meilen gegen Norden, so daß ich grosse Hoffnung  
 habe, daß die Kapitains Mears und Junter von  
 meiner Gefangenschaft Nachricht bekommen werden.  
 Einer meiner Leute am Bord der Pyhigenia oder Be-  
 diente handelte mit den Eingebornen um einige Fische,  
 die sie in ihrem Boote hatten. Die Spanier ver-  
 stunden nicht was er sagte und brachten ihn daher  
 auf das Schiff des Kommodore, wo er in den  
 Stof gelegt, und scharf befragt und bedroht wur-  
 de, wenn er es nicht sagte, ob er den Eingebor-  
 nen den Auftrag gegeben habe, die Kapitains  
 Mears und Junter zu benachrichtigen, daß sie  
 nicht nach Nootka kommen sollten. Als sie fan-  
 den, daß er gegen die Landeseinwohner der zwei  
 andern Fahrzeuge nicht erwähnt hatte, verlangten  
 sie zu wissen, ob sie ihm nicht gesagt hätten, daß  
 sie ein Fahrzeug in der See gesehen haben. Er

verneinte dieses. Man setzte ihn hierauf in Freiheit, verbot ihm aber niemals wieder mit den Landesingebornen zu sprechen. Ich hatte nachher eine Unterredung mit Kapitain Kendrick. Er läugnete, daß er an meiner Gefangennehmung Theil habe, und sagte, der Spanische Kommodore habe sich gegen ihn verlauten lassen, er wolle den Kapitain Mears gefangen nehmen, sobald er in der Bucht anlangen würde, daß er alles mögliche gethan habe, um meine Gefangennehmung zu verhindern. Wie weit dieses wahr ist mag er selbst wissen. Am 22sten kamen die Eisen an, die von Kapitain Kendrick's Schmieden verfertigt wurden. Wir sollten nun sogleich nach St Blasius abgehen, und man ersuchte mich noch einmal die Hälfte meiner Leute auszuwählen, indem die andere Hälfte mit den Offizieren zurückbleiben sollte. Da ich fand daß nicht ein Einziger mich verlassen wollte; so verwarf ich die Auswahl. Ich verlangte man sollte mir ehe wir absegelten meine eigene Papiere, und eine Abschrift von den Portugiesischen ausliefern, welches man mir versprach. Als der Dollmetscher auf die Stelle kam wo es hieß, daß ich mich im Fall eines Angriffes vertheidigen und wenn ich überlegen wäre, die Angreifer nach Macao bringen sollte um die Beschimpfung zu untersuchen, so sagte er zum Kommodore in meiner Gegenwart, er

Halte die Papiere für gut. Ich sagte ihm, wenn dieß alles wäre, was er gegen mich vorbringen könnte; so dürfte es mir nicht schwer werden, ihn vor jeden Gerichtshof in Europa zu fordern. Er hatte nun alles aus dem Schiffe genommen, was ihm gefiel, und raubte mir alles, was mir selbst gehörte, auf eine so feine Art, als er nur immer konnte, indem er mir wissen ließ, er müsse meine goldne Uhr, meine Quadranten, meinen Ofen und meine Karten haben, so wie auch meine langen Federn, Mantel und Kappen, womit mich Thana und seine Verwandten beschenkt hatten. Sogar meine Schuhe und Stiefeln, und viele Bettücher kamen weg. Er führte als einen Grund dieses Verfahrens an, daß man einige dieser Dinge in Mexico bekommen könne. Er faßte nun den Vorsatz das Fahrzeug fortzuschicken, und mir Lebensmittel zu geben, um nach den Sandwich Inseln zu kommen, wann ich ein Papier unterschreiben wollte, das schon bereit war und mir vorgelegt wurde. Ich wollte es nicht thun, bis ich Zeugen hätte und den Inhalt wüßte. Herr How, Supercargo der Colombia wurde ersucht an Kapitain Kendrick und Herrn Ingroham zu schreiben, daß sie von Mowena herabkommen und als Zeugen bei meiner Unterschrift gegenwärtig seyn möchten. Sie kamen am 24ten. Man verdolmetschte mir die Schrift, welche enthielt, der Kommodore sei an dem und dem Tage angelangt, und habe mich

in der Bay von St. Lorenz; Nootka, gefunden, daß ich in einer traurigen Lage gewesen sei und an allem Mangel gelitten habe. Daß er meine Fahrt nicht gehindert, sondern mich mit allen Bedürfnissen versehen habe, um nach den Sandwich Inseln zu gehen. Ich weigerte mich aus zwei Gründen diese Schrift zu unterschreiben, der eine Grund war, daß er nicht nur meine Fahrt gehindert, sondern auch das Schiff in Besitz genommen und alles was dazu gehörte weggebracht habe. Der zweite war, daß die Spanier keinen Anspruch auf einen Hafen machen könnten, den sie zuvor nie gesehen hatten, und in welchen niemals ein Fahrzeug des Königs von Spanien gekommen war. Der Kommodore antwortete, er sei im Jahr 1773. zweiter Offizier einer königlichen Fregate gewesen, die auf Entdeckungen ausgieng, welche den Hafen gesehen und ihm den Namen der Bay von St. Lorenz gegeben habe. Ich sagte ihm er möchte mir erlauben anderer Meinung zu seyn, da ich die Karte von diesen Entdeckungen bei mir habe. Wenn ich die Schrift nicht unterzeichnen wollte, so woll' er, wie er sagte, das Fahrzeug behalten, und es längst der Küste hinschicken, um mit den Landeseinwohnern als ein Particulier zu handeln. Die Schrift wurde sogleich bei Seite gelegt, und Kapitain Kendrik gieng nach Noweena zurück. Der Kommodore sagte mir denselben Abend,

er habe Befehl den Kapitain Kendrik gefangen zu nehmen, wenn er ihn irgendwo in diesen Gewässern antreffen würde. Er würde ihn und die Chaloupe Washington wegnehmen, sobald sie in den Hafen einliefen. Den 24ten und 25ten gieng ein starker Wind von Südwest. Von den Spanischen Schiffen hat jedes vier Anker ausgeworfen. Der Kommodore verlangte ich sollte mit meinen Offizieren und Leuten an Bord der Iphigenia Nubiana gehen, und für sie Sorge tragen. Ich lehnte es ab, da ich nichts mehr mit ihr zu schaffen hätte. Er sahe sich daher in die Nothwendigkeit versetzt zwei Ankertaue von acht Zoll hinzuschicken und sie an Hogeiland befestigen zu lassen. Da ich keine Erlaubniß hatte an's Land zu gehen, so erfuhr ich nicht viel was vorgieng. Sie waren beschäftigt Forts auf Hogeiland zu errichten, und fällten große Bäume, wie ich hörte, um Häuser zu bauen. Der Kommodore erzählte mir daß im vorigen Jahr, als er zu Donalashka gewesen sei, ihm Herr Imsenloff gesagt habe, er erwarte zwei Fahrzeuge von Kamtschatka mit einer Anzahl Leute, daß er bei ihrer Ankunft zu Donalashka das Kommando übernehmen und sie nach Kootka-Sund führen werde, wo sie sich niederlassen würden. Daß er in Kootka in der Mitte des Junius oder den ersten August 1789 einzutreffen hoffe und daß zwei Russen

sche Fregatten von Petersburg absegeln, ihren Weg über Cap-Horn nehmen würden. Er werde sie in Nootka-Sund antreffen und sie mit allem was ihnen abgehen möchte, versehen. Bei seiner Ankunft zu St. Blasus im vorigen Jahr habe er, der Kommodore, einen Expressen an den Vizekönig abgeschickt, der ihm Befehl gegeben habe, sogleich nach Nootka zu segeln und Forts zu errichten, um die Russen abzuhalten. So erzählte er mir auch seien zwei Englische Fahrzeuge versenkt worden, wovon das eine an der Insel Maidenoi Ostroff an's Ufer getrieben wurde, daß davon alle Leute umgekommen seien, drei Männer ausgenommen, die am Land waren, welche über Land nach Petersburg geschickt wurden. Als die Offiziere des andern Schiffes am Land waren, sei es in die See gegangen, und da Niemand darauf war der es regieren konnte, sei es nie wieder zum Vorschein gekommen. — Da sie nun meine Tagebücher und Karten in Händen hatten, nahm sich der Spanische Kommodore vor, den St. Carlos, Kapitain Arrow, gegen Norden auszuschieken, sobald der Kiel gereinigt und die Seitenwände gekalfattert seyn würden. Kapitain Kendrik war ebenfalls segelfertig um nach Norden zu gehen. Meine Leute kamen stündlich zu mir und baten mich die Schrift zu unterschreiben, damit sie an Bord ihres eigenen Schiffes gehen könnten. Ob-

gleich der Kommodore versprochen hatte, mich mit Allem zu versehen, was ich für nothwendig halten würde, um nach den Sandwich Inseln zu gehen, und dieses Versprechen vor den Herrn How und Ingraham von sich gegeben hatte, so konnt' ich mich doch immer noch auf sein Wort nicht verlassen. Inzwischen wurde jene Schrift den 26sten noch einmal hervorgesucht. Der Portugiesische Kapitain Viana sagte, es sei ein Paß für ihn, und unterschrieb es daher. Ich war in die Nothwendigkeit versetzt es auch zu thun. Den 26sten um eiff Uhr brachte ich meine Leute an Bord, und nahm die Iphigenia Nubiana in Besiz. Ich war noch keine halbe Stunde an Bord, als eine Botschaft kam, ich möchte an Bord der Prinzessin kommen. Als ich dort ankam, sagte mir Don Stephan Joseph Martinez in Gegenwart des Herrn Ingraham ob er mir gleich die Iphigenia Nubiana zurückgegeben habe; so könn' er mir doch nicht erlauben vor der Ankunft des Schooners Nordwest Amerika abzusegeln, und daß ich ihn ihm für den Preis, zu den ihm Kapitain Kendrik und dessen Offiziere anschlagen würden, verkaufen müste. Ich sagte ihm, der Schooner gehöre mir nicht und ich habe keine Macht ihn zu verkaufen. Er möchte thun, was er in diesem Falle für gut halte. Nachmittags verließen die Spanier unser Schiff, und je-

der nahm mit sich fort, was ihm unter die Hände kam.

Den 27sten Mai. Duster Wetter mit einem Westwind. Wir machten die Segel los um sie zu trocknen, und fiengen an den Sandballast hinauszuschaffen. Am Abend ließ mir der Kommodore wissen, er habe Nachricht von den Landeseinwohnern, daß der Schooner in einem Hafen ein wenig weiter gegen Norden sei, und verlangte, ich sollte einen Brief an Kapitain Funter schreiben, daß er nach Nootka, Sund, kommen möchte. Da ich dieses nicht eingehen konnte; so weigerte er sich mir Lebensmittel zu schicken.

Den 28sten. Frische Winde und schön Wetter. Wir brachten diesen Tag damit zu das Tauwerk an seinen Platz zu bringen.

Den 29sten setz ich ein Verzeichniß von den Dingen auf die mir fehlten. Ich bat den Portugiesischen Kapitain es aufzuschreiben und zu übergeben. Ich verlangte hauptsächlich ein Tau von eilf Zoll, Brod, etwas Pech und Theer, 40 Klafter Tau von vier Zoll und das Tau welches gedreht wurde, als sie das Schiff im Besiz hatten. Der Kommodore ließ mir wissen, ich sollte haben, was er für nothwendig halte und was er am leichtesten entbehren könnte. Ich erhielt folgende Artikel: Eine Rüste mit Rindfleisch, für drei Rüsten Sandwich.

elland Schweinefleisch, die er behielt, vier Säcke deren jeder 20 Pfund wog, eine Kiste mit Zwiebeln ungefähr 150 Pfund schwer, zwei Säcke mit Reis, vier mit Bohnen, acht mit Mehl, eine Kiste Wech, eine Blatter mit Theer, ein Fäßchen Spanischen Brandwein von 18 Gallonen, 18 Klafter Tau von 3 Zoll, eine Rolle Tau von anderthalb Zoll, die 50 Klafter enthielt, und 30 Klafter von zwei Zoll. Der Rest des Tauwerks wurde gedreht und an Bord geschickt, als ich in der Gefangenschaft war.

Den 30sten Mai. Dieser Tag wurde angewendet das Tauwerk an dem Topgallent Mast in Ordnung zu bringen. Nachmittags brachte man mir eine Rechnung über die Dinge an Bord, die ich empfangen hatte, die er mir in fünffacher Quantität und um den fünffachen Preis ansetzte. Ich wollte vieles davon zurückschicken, dachte aber wenn ich etwas zurückgäbe; so würde ich alles wieder hergeben müssen. Ich machte ihm keine Gegenrechnung über das Schweinefleisch, Eisen, Kupfer, Sakuhr, Ofen, Quadrant, Karten, Mäntel, und Mützen, die er mir weggenommen hatte, sondern bewilligte ihm seine Rechnung. Ich mußte noch etwas anderes eingehen. Er bewog nemlich meinen Bedienten den Mann von Manilla, durch grosse Zusagen, in Dienste der Prinzessin zu treten. Ich war daher genöthiget ihn zu entlassen, und ihm

seinen Lohn bis auf den Tag zu bezahlen, an dem ich ihn entließ.

Den 31ten, da ich entschlossen war, mich nicht länger aufhalten zu lassen, so gieng ich den 31ten Morgens an Bord, und gab Don Stephan Martinez Nachricht, daß ich mit dem ersten günstigen Winde nach den Sandwich Inseln unter Segel gehen würde. Man machte mir Einwürfe. Der Kommodore sagte, er habe Nachricht, daß ich gegen Norden zu gehen Willens sei. Da ich genaue Sorge getragen hatte irgend Jemand das geringste von meinen künftigen Absichten merken zu lassen, so antwortete ich ihm, wer ihm dieß auch immer gesagt hätte, könne mit dem Zustand meines Schiffes nicht so wohl bekannt seyn, als ich. Ich habe nach meiner Rechnung nicht mehr als auf sechs Wochen höchstens Lebensmittel. Er habe mir blos zehn oder zwölf Stangen Eisen gelassen, womit ich nicht mehr als eben so viele Seeotterhäute kaufen könnte, und wenn ich sie auch verkaufen wollte; so würde doch wenig dabei herauskommen. Wir würden Hungers sterben, ehe wir Macao erreichten, da er uns nichts gelassen hatte, womit wir uns in den Sandwich Inseln Schweine kaufen könnten. Außerdem habe er mir keine Karte gelassen, um nach China zu kommen, und mich auf den Küsten von Amerika allein gelassen. Ich sagte

ihm meine Leute ständen in hohem Sold, und daß es für mich nothwendig wäre, den kürzesten Weg nach Macao zu nehmen, und die Kosten meiner Reise soviel es in meinen Kräften stände zu sparen.

Den ersten Junius. Ich gab Befehl die Anker zu lichten, und verlangte vom Kommodore er möchte mir meine grossen Kanonen, kleine Waffen und Munition zu lassen, welches er bewilligte. Kapitain Kendrik und seine Offiziere, die von Moweena herabkamen, benachrichtigten mich, daß die Colombia am folgenden Tage gegen Norden absegeln würde der Kommodore brachte eine andere Schrift hervor, die ich unterschreiben sollte, und wobei Kapitain Kendrik und Herr Ingarham Zeugen seyn sollten. Der Inhalt war, wie man mir sagte, wenn meine Portugiesischen Papiere unrichtig wären; so müßte das Schiff zu Macao ausgeliefert werden. Der Kniff war leicht einzusehen. Ich unterschrieb das Papier nach dem Portugiesischen Kapitain, und verlangte eine Abschrift davon, welches man aber nicht eingieng. Bei dem Mittagessen, das am Bord der Prinzessin gegeben wurde, versuchte Kapitain Kendrik und die Andern mich auf alle Art auszuforschen, ob ich im Sinne hätte nach Norden zu gehen. Ich antwortete ihnen wie zuvor, und sagte, daß ich gar nicht im Sinne habe das Leben meiner Leute auf das Spiel zu setzen.

Diesmal tranken sie auf meine Gesundheit, und wünschten mir eine gute Reise nach Macao, und ließen eine Salve von 13 Kononenschüssen geben. Gleich nach dem Mittagessen gieng ich an Bord, begleitet von Kapitain Kendrik, den Uibrigen und dem Kommodore. Da sich ein leichter Wind von Norden erhob, gab ich Befehl unter Segel zu gehen. Der Kommodore sagte mir, ich müsse ihm einen Brief an Kapitain Funter zurück lassen, daß er ihm den Schooner verkaufen sollte, im Fall er nach Nootka-Sund käme. Ich will hier die Abschrift des Briefes, den ich hinterließ einrücken.

An Kapitain Robert Funter,  
Kommandeur des Schooners Nordwest Amerika.

Mein Herr!

Den 6ten Mai kam ein Spanisches Kriegsschiff unter dem Befehlshaber Don Stephan Joseph Martinez in Friendly Cove, in Nootka-Sund an, und die Snow St. Carlos den 13ten. Da man angab unsre Papiere seien unächt; so bemächtigte man sich den 14ten der Iphigenia Nubiana, und nahm uns gefangen. Da dieser Punkt aufgekläret wurde, erhielt ich die Erlaubniß nach Macao zu segeln, und man versah mich mit allen Bedürfnissen, um die Sandwich Inseln zu erreichen. Da ich keine Nachricht von Kapitain Meavs habe;

so

so befürcht' ich es möchte ihm irgend ein Unfall zwischen den Sandwich = Inseln und China begegnet seyn. Wenn das ist, so werden Sie mit Ihren Lebensmitteln nicht weit reichen. Meine eigene Lage hindert mich Ihnen auf irgend eine Art beizustehen. Ich muß Sie daher Ihrem eigenen Gutmüthen überlassen, da ich selbst so wenig weiß was zu thun ist, als sie. Alles was ich Ihnen sagen kann ist, daß Sie nach Ihren besten Einsichten handeln, und für das Beste unserer Principale sorgen werden.

Ich bin &c. &c.

Iphigenia Nubiana,                      Wm. Douglas.  
 Friendly Cove,  
 Nootka = Sund, den 1sten Jun. 1789.

Sobald ich den Brief geendiget hatte, gab ich Befehl die Anker zu lichten und aus dem Hafen zu segeln. Das Fort auf Klein Hog Eiland grüßte mich mit fünf Kanonenschüssen, für deren Beantwortung ich mich entschuldigte. Um drei Uhr Nachmittag verließ mich der Spanische Kommodore und Kapitain Kendrick, und gieng an's Land. Da der Wind aus Norden kam, segelte ich mit allen Segeln bei Sonnenuntergang Nord gen Westen in einer 1tes Bändchen.                      R.

Entfernung von sieben oder acht Meilen von Nootka-Sund.

Den 2ten Junius. Da ich nun aus den Händen meiner Feinde gekommen war, so hatt ich die Freiheit nach meinem eigenen Gutdünken zu handeln. Ich wußte daß es eine lange Zeit erfordern dürfte bis die Spanier ihre Snow in segelfertigen Stand gesetzt haben würden, die sie gegen Norden zu schicken gedachten, und daß Kapitain Kendrik absegeln würde, ehe sie so weit wäre. Der Zeitgewinnst war daher auf meiner Seite. Ich war gar nicht Willens mit den 60 oder 70 Seeotterhäuten die ich am Bord hatte, nach Macao zu gehen. Meine Leute waren an eine schmale Kost gewöhnt, daher gab ich um Mitternacht Befehl das Schif umzuwenden, und die Segel gegen Norden zu richten. Ich habe grosse Hofnung den Kapitain Gunter anzutreffen, und bin fest entschlossen in diesem Falle die Mannschaft und Ladung herauszunehmen, und das Schif anzuzünden, wenn ich finde, daß ich es nicht mit mir fortbringen kann. Um die Mittagszeit bekamen wir einen dicken Nebel, Nootka-Sund war Nordost gen Osten in einer Entfernung von 14 Meilen.

## Aus der Naturgeschichte Des Löwen.

Allgemein hat man bisher dem Löwen zwei Eigenschaften zugeschrieben, die man sonst nur bei dem Menschen suchte und auch da so selten mehr findet. Viele unserer Reisebeschreiber, Naturhistoriker legen diesem Thiere die Tugend der Grös-  
muth und Beherztheit bei und suchen durch manche Beispiele die Wahrheit ihrer Behauptung zu beweisen.

Einer unserer neuesten und scharfsinnigsten Weltumsegler, Sparmann sucht uns eine ganz andere Idee von diesem König der Thiere beizubringen; ich will sie meinen Lesern in der Hoffnung mittheilen, daß sie einiges Vergnügen bei dieser Schilderung der Natur des Löwen empfinden werden.

Der Löwe, sagt er, ist ungemein feig und es fehlt ihm, in Vergleichung mit seiner Stärke wirklich an Muth, welches aus einer Menge glaubwürdiger Erzählungen und aus dem bewiesen werden kann, was ich selbst gesehen habe. Bisweilen zeigt er aber auch eine außerordentliche Unererschrockenheit. Folgendes Beispiel mag dies bestätigen.

In einen mit einer Mauer umgebenen Viehhof war ein Löwe eingebrochen und hatte daselbst Schaden gethan. Man erwartete ihn mit Gewisheit

auf eben dem Wege wieder, zog daher quer über den Eingang eine, an geladenen Flinten festgemachte Linie, damit dieser Selbstschuß den Löwen, wenn er mit der Brust daran stossen würde, treffen möchte. Der Löwe aber, der noch bei Tage an die Linie kam und ihr nicht traute, trat sie mit dem Fuß weg, gieng, ohne sich durch den Knall des Schusses schrecken zu lassen, ernsthaft und sorglos vor sich hin und fraß von dem Stück Vieh, das er vorher getödtet hatte, nach Belieben.

Nicht Großmuth, wie einige wollen, sondern Hinterlist und Feigheit, mit etwas Stolz vermischt, sind, wie ich noch beweisen werde, die Hauptzüge im Charakter des Löwen. Wird dieß starke und geschmeidige Thier manchmal mit ungewöhnlicher Kühnheit und Herzhaftigkeit bewafnet, so ist dieß keiner andern Ursache als dem Hunger zuzuschreiben. Da es außerdem gewohnt ist, seinen Raub immer selbst und ohne Schwierigkeit zu tödten und oft dann zu verzehren, wenn sein Blut noch sehr erhitzt ist, so kann es nicht anders seyn, als daß es leicht gereizt wird und mehr Hang zur Grausamkeit, als Großmuth zeigt. Da der Löwe hingegen nicht gewohnt ist, Widerstand anzutreffen, so ist es kein Wunder, wenn er zuweilen den Muth verliert, und manchmal, wie Büsson erzählt, durch Stoterschläge davon geiagt wird.

Ein glaubwürdiger Mann beim Seelochfusse erzählte mir, er habe bei einem Spaziergange auf dem Felde unvermuthet einen Löwen angetroffen. Als ein geschickter Schütze habe er sich zugetraut, ihn mit seinem Gewehr sogleich todt zu schießen, und deswegen Feuer auf ihn gegeben. Zum Unglück aber sei der Schuß alt und naß gewesen, daher das Gewehr spät losgegangen und die Kugel vor dem Löwen in die Erde gefahren sei. Hierüber habe er einen solchen Schrecken bekommen, daß er die Flucht ergriffen habe, bald aber außer Athem gekommen und, da ihm der Löwe auf dem Fuße folgte, auf einen kleinen Steinhaufen gesprungen sei, woselbst er mit hoch aufgehobenem Büchsenstafte still gestanden und sich in Bereitschaft gesetzt habe, sich so gut, als möglich zu vertheidigen. Ob diese Stellung und dieses Benehmen den Löwen muthlos gemacht habe, wagte er nicht, zu bestimmen; er sei aber ebenfalls stehen geblieben und habe sich, welches noch sonderbarer ist, in einer Entfernung von etlichen und zwanzig Schritten vom Steinhaufen niedergelegt. Der Schütze konnte es inzwischen nicht wagen, von der Stelle zu gehen, zumal da er auf der Flucht das Pulverhorn verlohren hatte. Nach einer guten halben Stunde stand der Löwe endlich auf, gieng ganz leise und anfangs nur Schritt vor Schritt, als wollte er sich wegstellen davon und

fieng, da er etwas weiter war, aus allen Kräften an, zu laufen. —

Unter den vielen, oft fehlerhaften Erzählungen von dem Löwen, kann ich nachstehende, als eine, durch hinlängliche und glaubwürdige Zeugen bestätigte, Begebenheit anführen. — Ein schon etwas alter Hottentotte, der bei einem Christen am obern Theile des Sonntagßflusses auf der Seite nach Kamtebo in Diensten war, sah einen Löwen in weiter Entfernung zwei ganze Stunden lang ihm auf dem Fusse nachfolgen. Er schloß hieraus ganz natürlich, daß der Löwe nur auf die herannahende Finsterniß der Nacht warte, um ihn als seine Beute zu verzehren und sah, daß ihm nichts anders, als dieß schreckliche Verhängniß bevorstehe, weil er kein Gewehr, als seinen Stok hatte und nicht vermögend war, vor Einbruch der Nacht nach Hause zu kommen.

Da er indessen die Gemüthsart des Löwen und seine Weise, sich über seinen Fang herzumachen, kannte, so versiel er endlich auf ein Mittel, sein Leben zu retten. Anstatt seinen Weg nach Hause fortzusetzen, suchte er einen sogenannten Klippenkranz auf — dieß ist der Name solcher Stellen, die oben flach und an einer Seite steil, abschüssig und steinig sind. — Am Rande eines solchen Abhanges setzte er sich nieder und wurde zu seiner Freu-

de gewahr, daß der Löwe auch still stand, um denselben Abstand zu beobachten. So bald es dunkel wurde, rückte er etwas weiter vorwärts und nahm seinen Platz unterhalb des obersten Randes des Abhanges in einer Kluft, wo er sich einigermaßen fest halten konnte. Um aber den Löwen noch mehr zu betrügen, steckte er seinen Hut und sein Pelzwamms auf seinen Stok und machte damit über sich sowol, als etwas vor sich um die abschüssige Stelle her einige Bewegungen. Dieser listige Einfall that die erwünschte Wirkung. Es dauerte nicht lange, so kam der Löwe wie eine Katze, leise heranschleichend, sah den Pelz auf dem Stokke für den Hottentotten selbst an und maß seinen Satz so genau ab, daß er samt der täuschenden Figur den Abhang Kopfüber hinunter stürzte. Der Hottentotte war darüber vor Freude so außer sich, daß er in ein lautes 'Kasi' — ein Ausrufungswort von mancherlei Bedeutung — ausbrach. —

Dies ist inzwischen nicht das einzige Beispiel, daß sich Löwen in Afrika bei ihren Sprüngen, oder Anfällen haben äffen lassen. Auf Viehhöfen, oder Weiden, wo ein Löwe ein Stück Vieh getödtet hat, oder wo man sonst Ursache findet, sich auf seinen Besuch gefaßt zu machen, richtet man etwas, das einen Menschen vorstellt, neben einer Anzahl geladener Gewehre auf, die losgehen und

ihn schießen, wenn er sich über jenes Blendwerk hergemacht hat. Weil sich dieß so leicht und behende bewerkstelligen läßt, und man in Afrika sich nicht darum bekümmert, Löwen lebendig zu fangen, so giebt man sich auch nicht die Mühe, ihnen Gruben zu graben.

Am Tage und auf ebenem Felde können zwölf bis sechszehn Hunde, einen Löwen gar leicht unterbringen. Es ist nicht nöthig, daß die Hunde mit welchen man einen Löwen jagen will, sehr groß und dazu abgerichtet sind, sondern die Jagd läßt sich mit gewöhnlichen Hofhunden vollkommen gut ins Werk setzen. Wenn diese nämlich dem Löwen ziemlich nahe sind, läßt es sein Stolz zu, zu entstehen; er setzt sich daher nieder. Alsdann laufen die Hunde um ihn herum, stürzen mit einemmal auf ihn los und sind, vermöge ihrer vereinigten Stärke, im Stande, ihn, der sonst das stärkste aller Raubthiere ist, zu zerreißen. Selten bekömmert er dann die Frist, mit den Vorderzähnen mehr, als zwei, oder drei leichte Schläge auszutheilen, von denen indessen ein jeder eben so vielen angreifenden Feinden unfehlbar tödlich ist.

Buffon sagt, die Pferde sowol, als die Hunde müssen zur Löwenjagd abgerichtet seyn, allein dieß ist eine bloße Vermuthung. In Afrika jagen die Kolonisten den Löwen mit einem gewöhnlichen Jagd-

pferde und meine beiden Reitpferde ließen sich einmal eben so leicht und willig zur Jagd zweier grossen Löwen, als sonst zu der Jagd der scheuen Gazellen brauchen.

Man wagt es nur auf ebenem Felde, den Löwen zu jagen. Hält er sich in einem Walde, oder auf buschigen Anhöhen auf, so sucht man ihn durch Hunde zu reizen, bis er hervorkömmt. Auch sind gewöhnlich zwei, oder mehr Personen bei einander, damit der eine dem andern geschwind zu Hülfe kommen und ihn retten könne, wofern der Schuß mislingt.

Sieht der Löwe die Jäger von Ferne, so macht er wie allgemein versichert wird, von aller seiner Schnelligkeit, die sehr groß ist, Gebrauch, um ihnen aus dem Gesichte zu kommen. Trifft sich's aber, daß man ihn in der Nähe entdeckt, so eilt er zwar davon, aber ohne sehr zu rennen, gleich, als wenn er zu stolz wäre, furchtsam zu scheinen. Er wird daher auch, wenn er sich ernsthaft verfolgt sieht, bald gereizt, oder müde zu stehen. Er läuft immer langsamer, geht endlich nur Schritt für Schritt weiter, sieht nach seinen Verfolgern von der Seite hin, steht zuletzt still, wendet sich gegen sie, schüttelt sich, brüllt kurz und durchdringend, um seinen Verdruß an den Tag zu legen und ist bereit, sie zu empfangen und zu zerreißen. Er ist inzwischen leicht tod zu schießen und hat kein zähes Leben.

Resultate einiger Betrachtungen  
über die Lebensdauer der Menschen.

Aus dem Italienischen.

**W**ir bemerken einen ganz auffallenden Unterschied zwischen den Sterbelisten grosser Städte und jenen der Dörfer.

Wirklich, es ist klar, daß in dem Land Vaud in der Schweiz und in den Brandenburgischen Dörfern das Verhältniß der in einem Jahr Gestorbenen gegen die am Leben Gebliebenen wie vier zu hundert und achtzig ist. In dem Kirchspiel von Schrewsbury in England ist es wie 4 zu 130, da hingegen zu London von 83 Personen 4, zu Wien 4 von 78 und zu Berlin 4 von 106 sterben.

Diese einfache Vergleichung zeigt augenscheinlich mit welchem Recht die grossen bevölkerten Städte den Namen: Gräber des Menschengeschlechts, verdienen. Auf dem Lande erreichen die Menschen oft das Ziel ihrer natürlichen Laufbahn; es ist also der verwirrete Strudel und das weichliche Leben in grossen Städten, die das stufenweise, unvermeidliche Verderben des Menschen und seinen Untergang beschleunigen.

Die genauesten Berechnungen, die man in Frankreich, Italien, Preussen, Holland und in der Schweiz

gemacht hat, belehren uns, daß in allen Jahrhunderten die Zahl der Gestorbenen männlichen Geschlechts grösser war, als die des weiblichen. Eine von Herrn Süsmilch aus Berlin eingeschickte Tabelle berichtet, daß vor dem ersten Jahr 489 Knaben und nur 395 Mädchen gestorben sind. Nach einem Kalkül von 4 Jahren wurden 8219 Kinder männlichen und 8743 weiblichen Geschlechts zu Berlin gebohren, das sich ohngefähr wie 21 zu 20 verhält. Zweijährige starben: 3118 Knaben und 2623 Mädchen, welches das Verhältniß von 7 zu 6 ist. Mehr als 80 Jahre erreichten nur 135 Männer, da doch die Zahl der Weiber, die diese Epoche überlebten, bis auf 215 steigt. Unter denen, die zwischen dem 81ten und 105ten Jahre starben, zählt man 21 Männer und 55 Weiber. Aus allen diesen Beispielen erhellet, daß, abgerechnet der grössern Anzahl Menschen männlichen Geschlechts, die gebohren worden und der verschiedenen Zufälle und Gefahren, denen diese mehr unterworfen sind, der Vortheil immer auf Seiten des weiblichen Geschlechts ist.

De parcieur zu Paris und Bargent in in der Schweiz haben bemerkt, daß die Weiber überhaupt nicht nur länger leben als die Männer, sondern auch, daß die Verheuratheten unter ihnen in diesem Betracht einen merklichen Vortheil vor denen haben, die es nicht sind. Dieser Vortheil ist so, daß in einem Kanton der Schweiz die Zahl der unverehlicht gestor-

benen Frauenzimmer doppelt so groß, als die der Ver-  
ehlichten war. Wir überlassen gerne dem kalten Meta-  
physiker den Ruhm, die physische und moralische Ur-  
sache aufzufinden, die den größten Einfluß auf diese  
Thatsache hat.

Inzwischen hat man nicht unterlassen, mit der  
gewissenhaftesten Sorgfalt zu untersuchen, ob die  
Männer in dem Stand der Ehe länger leben, als die  
Weiber. Man fand, daß zu Breslau in einem Zeit-  
raum von 8 Jahren 1891 verheurathete Männer und  
1196 verheurathete Weiber gestorben sind. In Pom-  
mern hat man nach einer genauen Liste berechnet,  
daß während neun Jahren die Zahl der verehelichten  
Männer 13556 und die der Weiber 10007, ohne die  
Unverheuratheten beider Geschlechter, gewesen ist.  
Ähnliche Berechnungen geben an, daß in Schott-  
land aus 32 Ehen zwanzig Männer und nur zwölf  
Weiber gleichzeitig sterben; da hingegen der Vor-  
theil, spricht man vom Wittwenstand, auf Seiten  
der Männer ist. Zu Dresden hat man vier Jahre  
lang ein genaues Register der in diesem Stand ge-  
storbenen Personen gehalten und gefunden, daß  
die Anzahl der gestorbenen Wittwer 149 die der  
Wittwen aber 584 war. Zu Wittenberg starben  
in elf Jahren 90 Wittwer und 378 Wittwen. Zu  
Gotha ist das Verhältniß von 210 Wittwern zu 790  
Wittnen. In Pommern ist der Vortheil noch grösser

bei den Männern. In einer Periode von 9 Jahren starben 411 Männer und 1553 Weiber im Wittwenstand. Diese Vergleichen lassen uns argwöhnen, daß es für die Männer weit schädlicher ist, als für die Weiber, wenn sie mehr auf die Erhaltung des Geschlechts, als des Individuums bedacht sind.

In Ansehung der Vermehrung oder Verminderung der Bevölkerung sowol grosser als kleiner Städte, beweisen die Resultate aus einer Menge von Beobachtungen, wie ungünstig die ersten dem menschlichen Geschlecht sind. Der Mensch, der durch einen natürlichen Instinkt ein geselliges Wesen ist, findet seine Zerstörung in dieser Geselligkeit selbst, oder, um besser zu reden, in den Mißbräuchen der Gesellschaft. Zu Paris, Wien, Amsterdam, Kopenhagen, Berlin sind die Geburtslisten immer viel geringer, als die der Gestorbenen. Daher kömmt's, daß man in dieser letztern Stadt, in einem bestimmten Zeitraum 3855 Geburten gezählt hat, während sich die Zahl der gestorbenen bis auf 5054 erstreckte.

Auf dem Land hingegen, wo die Luft viel reiner ist, wo der Ackerbau blüht, wo die Gebräuche einfacher sind, nimmt die Bevölkerung auf das schnellste zu. Doktor Heberden hat beobachtet, daß sich auf der Insel Madera die Zahl der Einwohner in 84 Jahren verdoppelt hat. In den amerikanischen Kolonien geht die Vermehrung noch geschwinder.

Man hat bemerkt, daß in Neu-Jersey die Zahl der Geburten die der Gestorbenen jährlich um 2000 übersteigt, und daß nach 22 Jahren von dem Jahr 1738 an gerechnet die Bevölkerung sich verdoppelt habe. Welche wunderbare Verschiedenheit der Kräfte, der Konstitution, des Glückes in dem menschlichen Leben, wenn man diese Wohnungen mit denen grosser Hauptstädte vergleicht.

Nach vorhandenen Listen hat man seit 100 Jahren zu London 1,480,800 Kinder getauft und es starben daselbst 24732 Weiber im Kindbett, also ohngefähr eine Frau bei 59 Kinder; bei 16102 Entbindungen starben 131 Kinder während der Geburt, das heißt ein Todter auf 31 Lebende. In dem englischen Hospital für Wöchnerinnen zählt man bei 96 einfachen Entbindungen eine doppelte oder eine dreifache. Im Hotel-Dieu zu Paris waren in 10 Jahren bei 16481 Entbindungen, die man zählte, 160 doppelte und nur zwei dreifache.

S'2781(1/2)

VD 18

ULB Halle

3

006 309 917



R





B.I.G.

Farbkarte #13

Black  
3/Color  
White  
Magenta  
Red  
Yellow  
Green  
Cyan  
Blue

Allgemeine  
**Lesebibliothek**

für  
Lektürfreunde aller Stände.

Ein Magazin  
zur  
Unterhaltung und Belehrung  
herausgegeben  
von  
einer kleinen gelehrten Gesellschaft.

Erstes Bändchen.



Frankfurth am Mayn,  
bei J. G. Pech,

1791.  
c